Der deutsche Konservatis... und die Revolution

Adam Röder

Der deutsche Konservatismus und die Revolution

Von

Adam Röder

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1920

Bekenntnis
Wird Schuld in Reue enden,
Erkenntnis
In Sinn die Torheit wenden.
Rich. Wagner, Parsifal.

Inhaltsangabe

Vorwort

Die vorliegende Schrift ist als eine Erweiterung und Ergänzung meines vor dreiviertel Jahren erschienenen Buchs „Konservative Zukunftspolitik" gedacht. Das abschließende Kapitel jenes Buchs fiel in die Zeit der beginnenden Revolution; es rechnete nicht mit einer vollständigen Umwälzung im Politischen und Sozialwirtschaftlichen und war geschrieben unter dem Gesichtspunkt, daß politische und wirtschaftlich-soziale **Reformen** und die allgemeine Verwirklichung eines brüderlichen Geistes die Revolution, die der Verfasser kommen sah, verhindern könnte. Durch Mitverschuldung der Konservativen Partei sind diese Reformen unterblieben, die Revolution hielt ihren Einzug.

Ihre Wirkungen sind nicht zu beseitigen. Deutschland wird eine Republik bleiben und der Gedanke der Sozialisierung wird Fortschritte machen. Diese Feststellung trifft einen grundsätzlichen Monarchisten und Gegner der republikanischen Regierungsform schwer. Aber in einem gewissen Zeitpunkt, der staatsmännisch erfaßt werden muß, läßt sich das Rad der Entwicklung nicht mehr zurückdrehen. Es hat keinen Sinn, Vergangenem nachzuweinen. Verflossene Perioden konnten auch die Monarchien wiederherstellen. Ungarn kann es heute noch, weil ihm, wie anderen Staaten in der Vergangenheit, die **mobilisierten Arbeiterheere** mit ihrem wirtschaftlichen und politischen Schwergewicht fehlen. Man vergißt immer, daß Deutschland ein industrialistisches Land ist mit Millionen

proletarischen, wirtschaftlich unselbständigen Existenzen, die aber politisch organisiert sind und den Entwicklungsgang bestimmen. Die liberale Bourgeoisie mit ihrem Industriekapitalismus hat diese Arbeiterheere gezeugt, die nun die Herrschaft jener brechen wollen. Es ist nicht das erstemal in der Weltgeschichte, daß man die Geister, die man gerufen, nicht wieder los wurde.

Hier hilft nun aber kein unmännliches Bejammern des Geschehenen und noch weniger führen revolutionäre Strebungen zum Ziel; die Versuchung zu solchen würden den neuen Bürgerkrieg auslösen und die Entente nach Deutschland rufen.

Es handelt sich darum, auf dem Boden des Gegebenen, im Geiste eines rationellen Konservatismus weiterzubauen. Dieser Aufgabe soll die vorliegende Schrift in Verbindung mit der vorhergegangenen dienen.

Es werden dabei manche Widerstände zu überwinden sein. Ich bin mir wohl bewußt, daß meine Darlegungen über Militarismus, Nationalismus und Sozialisierung manche liebgewordene Darstellung in konservativen Kreisen unangenehm berühren werden. Aber darum handelt sich's eben; will der Konservatismus eine geschichtlich politisch bauende Macht im deutschen Volke bleiben, so wird er sich dem Gesetze der logischen Entwicklung, wie ich sie geschildert habe, nicht entziehen können.

In den Mittelpunkt der neu aufbauenden Reformarbeit stelle ich die Aufrechterhaltung der christlichen Weltanschauung in ihrem vollen verpflichtenden Umfang zu einer Politik des Rechts und der Gerechtigkeit und Liebe in der innern, wie in der äußern Politik. Mit der Idee der „beiden Moralen“ muß in jeder Beziehung gebrochen werden; sie hat dem Christentum einen ungeheueren Schaden zugefügt;

die Tatsache, daß im Verlauf des Krieges evangelische Pfarrer für die Ausschaltung der christlichen Grundsätze des Rechts, der Liebe und Brüderlichkeit eintraten, hat dem Christentum gerade dort geschadet, wo es werbende Kraft zeigen sollte: bei den Schwachen und Niederen und bei den Heiden. Es handelt sich um eine **vollständige Restitution des christlichen Gedankens und der evangelischen Idee der Bergpredigt**. Das Christentum ist übernational; mit der Verwirklichung des Brudergedankens muß **endlich** begonnen werden.

Der evangelische Erzbischof von Upsala, Södderblom, hat einen vortrefflichen Aufsatz in der „International Review of Missions" geschrieben, in dem er für die Fortsetzung der christlichen Mission warmherzig und überzeugend eintritt. Södderblom sagt: „Da ist kein Unterschied zwischen Juden und Heiden, Engländern und Fremden, Spaniern und Schweden; die Bibel kennt nur unsterbliche Seelen mit dem allen gemeinsamen Erlösungsbedürfnis." — Der protestantische Erzbischof will selbstverständlich das nationale Element aus der Mission nicht ausschalten, er warnt nur, wie wir, vor einer „Überspannung" des Nationalismus, der sich zu einer Gefahr auswächst für Religion und Christentum. Man solle endlich einmal aufhören, meint der Bischof, immer nur die nationalen Gebundenheiten, also zufällige Begleiterscheinungen der Mission, herauszustellen und sie in ihrer segensvollen Freiheit belassen. Es gereicht gewiß vielen aufrichtigen Christen zur Beruhigung, zu erfahren, daß die Missionskonferenz von Upsala diese kernigen Gedanken zu ihrem Programm erhob und daß eine gemeinsame Eingabe des gleichen Inhaltes vonseiten der evangelisch-kirchlichen Vereine in Schweden, Dänemark, Holland und Norwegen an die Friedenskonferenz weitergegeben wurde.

So will meine Schrift die Ideen des christlichen Konservatismus in seiner Bedeutung für die der Revolution folgenden Periode neustaatlicher und neugesellschaftlicher Entwicklung herausstellen, um durch ihre Verwirklichung ein neues Deutschland bauen zu helfen, das Gerechtigkeit und Brüderlichkeit zur Grundlage hat.

Karlsruhe, November 1919.

Adam Röder.

Naturalistischer und christlicher Konservatismus

Nach Goethe sind Revolutionen unmöglich, „wenn die Regierungen hinreichend gerecht und wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das notwendige von unten her erzwungen wird". Weil er die Revolutionen haßte, nannte man ihn einen „Freund des Bestehenden". Goethe aber lehnte indessen in einem Gespräch mit Eckermann (am 24. Januar 1824) diesen zweideutigen Titel ab und sagt: „Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. So aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit aber ist in ewigem Fortschritt begriffen und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist."

Mit diesen Worten hat Goethe, der nach Weltanschauung und seelischem Bedürfnis ein inhärenter Konservativer war, das Wesen jenes Konservatismus dargestellt, der die Ideen der Entwicklung mit Geistesschärfe und Gerechtigkeit erfaßt und so von innen heraus das neue dem alten anpaßt.

Was er von den „Regierungen" sagt, gilt gleicherweise von den Parteien, die heute von größerer Bedeutung für die Form der Regierungen sind, wie zu Goethes Zeiten. Es gilt insbesondere von der Konservativen Partei, die sich geschichts- und gesellschaftspolitisch als die eigentlich „staatserhaltende" betrachtet und von sich aussagt, daß sie die Idee der staatlichen und gesellschaftlichen Kontinuität grundsätzlich vertritt.

Diese Partei muß in besonderem Maße das Instrument der Selbstkritik gegen sich anwenden und untersuchen, ob das sich zeigende neue ein folgerichtiges Ergebnis der natürlichen — eingeborenen — Entwicklung ist oder eine theoretische Konstruktion, die im Wesen der Dinge selbst keine sichere Begründung hat.

Eine solche Untersuchung ist nicht leicht; sie erfordert, wie betont, Geistesschärfe und Gerechtigkeit. Der eingeborene Egoismus der „glücklich Besitzenden" in irgendeiner bestimmten sozialen oder wirtschaftlichen Sparte wird sich schwer zu der Erkenntnis der Entwicklungsnotwendigkeit durchringen, wenn diese für ihn gleichbedeutend ist für die Minderung persönlicher Einflüsse oder persönlicher Vorteile. So ist denn auch tatsächlich nur selten ein politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Fortschritt erzielt worden, ohne daß ein jeweiliger Konservatismus sich nicht hartnäckig dagegen gesträubt und die Entwicklung mit allen Beweisgründen konservativer Betrachtungsweise zu hindern versucht hätte. Es hieße ein dickes Buch schreiben, sollte dies im einzelnen begründet werden.

Trotzdem wäre es falsch, angesichts des stark ausgeprägten allgemeinen Beharrungsvermögens des konservativen Besitztums schlechthin zu behaupten, daß der Konservatismus Entwicklung und Reform abgelehnt hätte, oder gar ablehnen müsse, um als Idee für Staats- und Gesellschaftsbildung brauchbar zu bleiben. Die Geschichte beweist uns, daß die Träger der Reformideen fast immer aus dem konservativen Lager selbst stammten. Das gilt von Gajus Grachus so gut wie von Thomas Morus, und blicken wir auf die neuere Geschichte, so sind es immer Konservative, die der sozialen, auch der politischen, vornehmlich aber der Wirtschaftsreform das Wort redeten. Der Reichsfreiherr vom Stein ist wohl das Muster eines solchen Fortschrittskonservativen, der politisch und sozialwirtschaftlich allen Zeitgenossen voraus die Idee fortschrittlicher Entwicklung vertrat und durchführte. Gehen wir bis auf die jüngsten Tage zurück, so sehen wir in Rodbertus, Rudolf Meyer, Hermann Wagener, von Bodelschwingh, Stöcker Männer — unter den streng positiven eine Reihe von Pfarrern, besonders Todt —, die den Gedanken des entschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts vertraten und ihm innerhalb der konservativen Partei Geltung zu verschaffen suchten.

In der konservativen Gesamtanschauung machen sich zwei Richtungen geltend: der **naturalistische** und der **ethisch-religiöse Konservatismus**. Der erstere wird gestellt von der Gruppe der beati possidentes, die im Besitz der Macht, der Privilegien, der wirtschaftlichen Güter einen unantastbaren Rechtstitel erblicken, dessen Erhaltung sie als eine konservative Aufgabe betrachten. Diese Auffassung der Oberschicht wird heute getragen von der Mehrheit der Wortführer der konservativen **Partei**, die unbehelligt von intellektuellen oder moralischen Skrupeln das: „Sei im Besitz und du wohnst im Recht" zur grundlegenden These einer leicht zu begreifenden Gegenwartspolitik und mit diesem Appell an die natürlichen Instinkte des Egoismus alle jene zu Mitläufern machen, die das überkommene Gut eines irgendwie gearteten politischen oder sozialen Rechtstitels unter allen Umständen „behalten" wollen. Aus diesen Schichten besteht das „Treibholz" jenes Oberflächenkonservatismus, der in unseren Tagen stärker ist, als man glaubt, schon um deswillen, weil in dem Wirrwarr der Zeitverhältnisse der Konservatismus der mechanischen Betrachtung der Gegenwartserscheinungen die Hoffnung gewährt, daß mit einer machtvollen Ordnung der Dinge das Irrationelle der Zeit planhaft ausgeschieden wird. Die Aussicht auf solche Wiederherstellung veranlaßt manchen sozial und ethisch gerichteten Konservativen, sein Schifflein dem Kielwasser jenes Schiffes anzuvertrauen, das die Ladung unter allen Umständen bergen will.

Es wäre aber falsch zu glauben, daß der naturalistische Konservatismus mit dem Postulat der Eingliederung der glücklich Besitzenden in ein System des gesellschaftlichen und wirtschaftspolitischen Opportunismus erschöpft wäre, durchaus nicht. Auch dieser naturalistische Konservatismus hat seine Weltanschauung. Er wird vertreten von den großen Männern der **Menschenverachtung** und des **philosophischen Pessimismus**. In seinem Reiche sehen wir die meisten der großen Staatengründer und Feldherren mit einer Philosophie, die das Nichts als die Endentwicklung des Menschheitlichen und Diesseitigen betrachtet. Diese Linie geht von Protagoras und Epikur bis zu Schopenhauer und der Philosophie moderner Machttheorien — mit Nietzsche und dem Alldeutschtum als den Endpolen deutscher Entwicklung —, von Alexander

und Cäsar über Friedrich den Großen und Napoleon bis auf den imperialistischen Militarismus der Gegenwart, von dem die Clemenceau und Lloyd George als zu klein im Ausmaß geraten und als zu unbedeutend unter weltgeschichtlichen Entwicklungsbetrachtungen auszuscheiden und nur als Komplementärfarben der Wirkung primärer Lichtkräfte zu betrachten sind.

Diese Politiker und Philosophen werden in ihrem Tun und Handeln nicht von wesentlich religiös-ethischen Gesichtspunkten bestimmt. Sie sind zu klug, zu einsichtig, um einem politischen oder sozialen Radikalismus zu huldigen, sind aber gleichzeitig Epikureer genug, um für ihre Person ein höheres Maß von „Lust“ an den Erdengütern zu beanspruchen, als er der großen Masse zugebilligt werden kann. Sie stehen dem Leben nihilistisch gegenüber; das Drüben kann sie wenig kümmern; ihre Anschauung ist durchaus diesseitig, der einzelne verschwindet, wie am Schluß das ganze All, in nichts. Lebenswert ist dies im Grunde nichtige Dasein nur, wenn es gelingt, es durch Kunst, Wissenschaft, Freude, Resignation erträglich zu machen. Dies kann natürlich nur geschehen, wenn die Masse bereit ist, die Mittel zu dieser Gestaltung des Daseins zu liefern. Darum muß die Masse in der Form der Sklaverei oder einer sonstigen Form wirtschaftlich-sozialer Abhängigkeit erhalten werden. Emanzipation der Masse bedeutet ihnen den Tod der Kultur, die nur als aristokratischer Genuß der Auslese, der Auserlesenen, beansprucht werden kann. Zeigt sich in der Masse ein solcher Aristokrat, so kann er, aber er braucht es nicht, zum Mitgenuß kooptiert werden. Darum sind die Vertreter einer solchen Anschauung konservativ. Sie verlangt, daß die Masse jeder intensiven geistigen Beweglichkeit fern bleibt, daß die sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen stationär sind, um dem Staat, der Gesellschaft die Präponderanz der im Interesse der Kultur notwendigen Auslese zu ermöglichen. Da das Leben nichtig ist, ziellos, dumm, ein teuflisches Spiel unbekannter böswilliger Autoren, so ist es schon besser, dies Leben statt in einer trübseligen Mittelmäßigkeit für alle sich erschöpfen zu lassen, wenigstens für eine ausgelesene Schicht die feinen und höheren Formen eines ästhetischen und anreizenden Genusses zu erlangen.

Diese Anschauung hat natürlich vielfache Nüancen; sie trat

auch da und dort mit ethischen Einschlägen auf, so bei Friedrich dem Großen, und vor allem bei Schopenhauer, der als der gemäßte Vertreter naturalistischen Konservatismus angesehen werden muß.

Im modernen Alldeutschtum hat dieser naturalistische Konservatismus eine besondere Form des Nihilismus angenommen. Erwachsen in der Gedankenwelt des Nietzscheanischen „Willen zur Macht“ — so wird jetzt die Schopenhauersche Lehre vom „Willen zum Leben“ umgemünzt —, kommt das Alldeutschtum zur Lehre des **nationalen Heroismus**. Das Volk ist alles in allem. Göttlicher Wille und göttliche Schaffenskraft sind in die Idee des Volks ausgeströmt, es hat sich eine **Inkarnation des Göttlichen im Volke** vollzogen. Gott ist tot, er ist nicht mehr; er ist nur im Volk enthalten; der Pantheismus Eduard von Hartmanns hat seine national-völkische Form erhalten. Weil nun Gott im Volke steckt, so ist klar, daß aus ihm Macht und Herrschaft, Kraft und Herrscherwille autonom sich entwickeln muß. Sehen wir bei dem Epikuräismus im weitesten Sinne die Erträglichkeit dieses an sich dummen und nichtigen Lebens darin bestehen, daß wir es ästhetisch ausgestalten, ihm durch Kunst und Wissenschaft den schönen Schein verleihen, so lehrt der moderne Imperialismus — der in Deutschland im Alldeutschtum seine politisch philosophische Darstellung erlangt hat —, daß im getätigten Willen zur Macht das allein Erstrebenswerte liegt, daß mächtig zu sein, Herrschaft zu üben, andere unterian zu machen, dies dumme Dasein auf die höhere Form eines relativen Befriedigtseins erhebt.

Um diese Auffassung zu realisieren, bedarf es unbedingt eines politischen wirtschaftlichen und sozialen **Konservatismus**, denn es ist klar, daß das Ideal der Macht, der Herrschaft über andere nur erreicht werden kann, wenn eine Auslese von Führern eine aristokratische Schicht, diese wieder geführt von einem drängenden Herrschertum, die Leistungskraft des Volkes **militärisch organisiert**, um sie erobernd zu verwenden. Dieses Auslesen des Volkes und einer Auslese von Persönlichkeiten kann nur in einem politischen System stattfinden, das sich auf **Autorität** gründet, in dem die Mehrheit einer führenden Minderheit folgt. So entsteht für viele oberflächlich Urteilende ein falscher Analogieschluß: Weil Konservatismus an sich Autorität, Führung, Geltendmachung

völkischer Gesichtspunkte bedeutet, verwechselt man konservativ mit alldeutsch und übersieht, daß der wirkliche Konservatismus kein naturalistischer sein kann, sondern nur ein religiös-ethischer, will er ein von innen dauerndes Element sein für eine lebendige, organische Gestaltung des Staats- und Gesellschaftskörpers.

Der ethisch-religiöse Konservatismus geht von anderen Grundanschauungen aus. Die Welt liegt ihm nicht unter dem Schleier der Maja und die Menschheit ist ihm nicht das unerklärte Produkt eines dumpfen unlogischen Willens voll Schmerz und Leid, Bosheit und Dummheit, die nur durch Selbstvernichtung den Willen zu leben ertötet und damit sich „erlösen“ kann. Darum steht er der Menschheit nicht vom Standpunkt der Verachtung aus gegenüber und sie ist ihm nicht Piedestal, auf dem sich wenige Bevorzugte ein Leben in Genuß, Freiheit, Macht einrichten. Der ethisch-religiöse Konservatismus sieht in der Menschheit die Auswirkung eines Gottesplanes, der zwar verstandsmäßig vollkommen nicht zu erfassen ist, durch die Erfahrung aber als eine Realität mit vernünftigem Ausgang und Endzweck festgestellt wird. Nicht das Nichts ist die Endstation menschheitlicher Entwicklung, sondern eine höhere geistige Form des Daseins, für die die Absolvierung irdischer Menschheitsformen von grundlegender Bedeutung ist. Das Leben des Menschen erschöpft sich nicht in den Phasen des diesseitigen planetarischen Daseins, sein Weg zeigt nach oben. Es kann sich also nicht darum handeln, das Höchstmaß von Lust und Befriedigung in dieser Daseinsform unter allen Umständen zu erhalten, denn die Erlangung eines solchen würde in der Tat das Ende der Menschheit bedeuten. Damit ist der religiös-ethische Konservatismus ebenso ein Feind des groben Materialismus mit seiner möglichst lückenlosen Lustbilanz, wie er ein Gegner des chauvinistischen Materialismus ist, der Herrschaft und Macht und Eroberung dieser Potenzen als die allein erstrebenswerten Ziele als Weltanschauung in sein sittlich-politisches Programm aufnimmt. Die Einheit des Menschengeschlechts, geistig und anthropologisch, ist dem religiös-ethischen Konservatismus selbstverständliches Postulat seiner Weltanschauung. Alle Menschen sind zu Erben jener Entwicklung nach oben berufen, in der Idee der Gotteskindschaft sind sie alle Brüder. Dieses Brudertum hemmt die individuelle Artung und Ausgestal-

tung der einzelnen Völkerfamilien so wenig wie innerhalb der Nation in den einzelnen Familien die verschiedenartige Gestaltung und Ausbildung des kindlichen Nachwuchses gehindert wird, obgleich über dem ganzen der Familiengedanke das einigende Band der Familiensolidarität erstellt und harmonisierenden Ausgleich schafft. Die Menschheit ist das Ziel des religiös-ethischen Konservatismus. Bestimmt ist sie das, seitdem das Christentum die Brüderlichkeit und Gotteskindschaft als die universelle Idee gemeinsamer Menschheitsentwicklung erkannt und dem menschheitlichen Entwicklungsprozeß als edelsten Bestandteil einverleibt hat. Die Menschen sind als Träger und Besitzer seelischer Gottessubstanz gleich; die verschiedenheitliche Darstellung wird durch die Anerkenntnis dieses Grundsatzes nicht berührt, wie ja auch in der Familie die Kinder bei aller verschiedener Anlage und Begabung doch mit der gleichen Liebe umfaßt und behandelt werden. Christentum und Rassenhaß sind unverträglich, Vorherrschaft des einen über das andere widerspricht der christlichen Idee der Solidarität, und der Kampf ums Dasein hat, wie er innerhalb der Familie, der Sippe, der Schicht, der Gemeinde, des Staats nach den Grundsätzen des Rechts, der Gerechtigkeit, der Liebe sich abspielt, auch im größeren Umkreis innerhalb der Nation nach den gleichen Bestimmungen sich zu modeln und Kultur schaffen heißt — im Sinne des Christentums — das animalisch-irdische in seinen lapidaren Ausdrucksformen immer mehr zu überwinden. Beten wir doch täglich: Dein Reich komme, das Reich der Liebe und Gerechtigkeit. Kultur im eminenten Sinne des Werks ist die fortschreitende Entwicklung zu diesem Reich. Darüber kann nach dem Geist des Evangeliums kein Zweifel sein. Die auf dem Wege liegenden Hemmungen sollen beseitigt werden und wenn sie noch so schwer sind und wenn sie sich immer wiederholen, so verlangt die sittlichende Arbeit des Christentums immer wieder den Ansatz zur Bewältigung. Man braucht keine Angst zu haben, daß wir das Ziel zu früh erreichen und in brüderlichem Tun und allgemeiner Glückseligkeit schließlich ertrinken wie Glaukos im Honigfaß. Wer aber im Sinne des Christentums im Ernst an Emporentwicklung im S i t t l i c h e n glaubt, darf sich den Weg nicht durch die betörende Lehre des Chauvinismus und des Willens zur Macht verrammeln lassen. Religion und Kunst haben das

gemeinsame Ziel der Darstellung des **rein menschlichen** als dem irdischen Ausdruck eines göttlichen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß in den Kulturen verschiedener Länder der Konservatismus stets die Neigung zeigte, mit der christlichen Idee eine Verbindung einzugehen. In der Union und in England ist das auch der Liberalismus. In dieser Tendenz liegt ein politisch sittlicher Selbstschutz. Der Konservatismus braucht das Christentum mehr wie jede andere politische Lehre. Dem Konservatismus ist, wie betont, das autoritäre inhärent. Seine realistische, geschichtliche, logische Betrachtung des Gewordenen erstellt eine Idee des autoritären. Aus ihr folgt Zwang, Gehorsam, Unterordnung. Und die Gefahr, daß dies Autoritäre in das Gewand des Absolutismus schlüpft, ist gegeben, denn die logisch-realistische Betrachtung ist nur zu sehr geneigt, das Gewordene zu einer unwandelbaren Maxime zu gestalten. Die Auswirkung dieser Auffassung bringt gar leicht Anmaßung, Überheblichkeit, Herrschsucht, Kaltherzigkeit hervor und dem Gesetz der Kontinuität, das organisch den Fortschritt einschließt, wird das Gesetz des Beharrungsvermögens unterschoben. Wird aber dem Konservatismus die Idee der christlichen Bruderliebe zugesellt, dann verbindet sich eben das Starke mit dem Zarten und die realistisch-nüchterne Betrachtung des Gewordenen erhält den gesunden Zuschuß brüderlicher Warmherzigkeit, die alles Bauen im politischen Körper eines Volkes braucht, wenn das Ganze gesund erhalten werden soll. Führt so der naturalistische Konservatismus zu einer Überspannung der Idee des Erhaltenden — ganz abgesehen davon, daß er weltanschauungsmäßig im Endpunkt zum Nihilismus drängt —, so wird der religiös-ethische, der christliche Konservatismus, die Ideen vor der Erstarrung und Lieblosigkeit schützen und dem allgemein-menschlichen immer wieder zu seinem „verbrieften Recht" verhelfen. So wird der christliche Konservatismus immer fortschrittlicher sein.

Ich bringe in meinen Ausführungen das religiös-ethisch mit christlich in Kongruenz. Die christliche Sittlichkeit ist hiernach in jedem Betracht die höchste darum, weil wie für mich die christliche Religion nicht eine Religion unter vielen, sondern **die** Religion ist. Ich gehe noch einen Schritt weiter und sage, daß eine wirklich haltbare Ethik nur aus dem unumgedeuteten Christentum der

Evangelien möglich ist. Es braucht hier auf die von den Philosophen vertretene Autonomie der Ethik nicht eingegangen zu werden. Die Diskussionen darüber sind im letzten Grunde unfruchtbar. Alles apriorische ist ein Zukunftswechsel auf dem steht: „ich bin echt“. Zu glauben braucht man das nicht. Wenn ich meine Ethik auf Gott und seine Offenbarung in der Person des Heilandes und seines Evangeliums stelle, so ist das allerdings auch aprioristisch und ermangelt so gut des Beweises, wie die Annahme einer autonomen Ethik. Ich habe den zureichenden Grund nur um einen Erklärungsschacht tiefer gelegt. Reine und praktische Vernunft stehen beiden Annahmen in gleichem Abstand gegenüber. Wer aber den persönlichen Gott und seine Menschwerdung in Jesus Christus als in sich selbst ruhenden Urgrund annimmt, ist aller philosophischen Haarspalterei enthoben, unbeschadet dessen, daß der Kantschen Erkenntnistheorie in vollem Umfange ihre Bedeutung gewahrt wird.

Grund und Eckstein der christlichen Weltanschauung ist für mich die Tatsache der **besonderen** Offenbarung Gottes in dem Menschen Jesus Christus. Diese Anschauung gibt über den Weltprozeß und die Stellung des Menschen in demselben eine Vernunft und Erfahrung befriedigende Antwort. Welt und Menschen bedürfen der Erlösung, Selbsterlösung ist ein Unding; es hat sich noch keiner selbst am eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen. Nun bringt Gott, mit dem Weltprozeß verknüpft durch die Schuld des radikal Bösen, in der besonderen Manifestation eine Entäußerung dessen, der von Anfang bei ihm war, sich zum Opfer und versöhnt so sich und die Welt. Rein philosophisch betrachtet, hat es nie eine genialere Lösung des Welt- und Menschheitsrätsels gegeben, als diese, eine Lösung, die aus dem Bereich der dogmatischen Anerkenntnis jedem zum Seelengut der Erlösung wird, wenn er die Gnade in sich wirken läßt. Nichts kann gegen diese Anschauung eingewendet werden; keine Philosophie, keine Wissenschaft, keine Kritik kann gegen sie etwas einwenden, am allerwenigsten die Vernunft, die wir in ihrer bescheidenen Erkenntniskraft kennen, da sie über die Technik des menschlichen Gehirns und Denkapparats nicht hinaus kann. Wäre die Menschheit über diese Tatsache besser aufgeklärt, so würde sie den Stolz auf ihre Vernunft gewißlich

eindämmen und würde das Wort Pasteurs: „Je älter ich werde, desto mehr nähert sich mein Glaube dem einer bretonischen Bäuerin" in seiner gewaltigen Tiefe und großartigen Bescheidenheit erkennen und bewerten.

Seitdem uns die Kultur- und Religionsgeschichte von menschlicher Entwicklung und Weltanschauung berichtet, weist sie dem Opfer eine reale Bedeutung zu. Nur oberflächlicher Realismus vermag an dieser Tatsache vorbeizugehen. Die Auffassung, daß ein Opfer nötig sei, um Welt und Menschen mit sich selbst und den Mächten über ihr zu versöhnen, beherrscht das Denken und Fühlen aller Völker, die auch in primitivsten Denkformen über woher und warum nachgedacht haben. Der metaphysische Zug im Menschen ist eben unausrottbar. Man opfert Sachgüter, Tiere, Menschen — immer in dem dumpf ahnenden Bewußtsein, daß eine persönliche Leistung, eine Aufopferung erfolgen müsse, um die von allen Völkern empfundene Tragik des Daseins zu lösen, auszugleichen. Da kommt der Welt die frohe Botschaft, das Evangelium, daß Gott selbst ein Opfer leiste, um die Menschheit aus der Knechtschaft des Zwangs und der Schuld zu erlösen. Diese Opferung wurde die Aufopferung durch die freie Tat. Ein Gott hat dem Weltgeschehen durch Opfer das neue erlösende Element eingefügt und so ist der Weltentwicklung ein Ziel gesetzt: die Versöhnung Gottes mit der von ihm abgefallenen und in Schuld geratenen Welt: ein Mysterium unergründlicher Tiefe und doch von Herz und Seele und Gewissen des Menschen von je empfundener Realität. Das Christentum, die bekundete Aufopferung Gottes für die Erlösung der Welt, erscheint so als der tiefste metaphysische Gedanke und die größte metaphysische Tat in der geistigen Welt. Von ihr aus läßt sich die Menschheit „orientieren", sie schafft ihr allgemein gültige Norm für die ethischen und gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen, sie ist gemeinschaftsbildend und baut so die Grundlagen der Kultur. Will der Konservativismus als Staats- und Gesellschaftssystem seine Basis fundieren, so wird er sich von jenen Grundlagen nicht entfernen können, er wird sich von ihnen nicht entfernen **dürfen**, wenn er vor einer Überspannung seines Prinzips bewahrt bleiben will.

Aber zu diesem Christentum gehört nicht nur die Tatsache

seines metaphysischen Herkommens, die Welterlösung als Postulat religiöser Weltanschauung, es gehört untrennbar dazu im besonderen die christliche Ethik, wie sie in der Bergpredigt niedergelegt ist. Der Liberalismus begeht einen Denkfehler, wenn er die Bergpredigt loslösen will vom Dogma. Die Bergpredigt kann nur verstanden und begründet werden aus der Tatsache der Aufopferung eines Gottes für die Erlösung der Welt. Nur in der Größe jener Tat findet die Größe der hier erhobenen Forderungen und Gebote ihre zureichende Erklärung. Der göttliche Wille wird hier in menschliches Tun projiziert. Im Geiste des Opfertodes Gottes soll unser menschliches Handeln geschehen, unser menschliches Handeln soll eine irdische Ratifikation der göttlichen Großtat sein, damit der Prozeß der Erlösung zum Abschluß kommen kann. So hängt die Ethik der Bergpredigt mit der Tat des göttlichen Opfers zusammen und die Messe im katholischen Kultus hat wohl von Hause aus die Bedeutung gehabt, durch eine im Symbol vorzunehmende Erinnerung an die göttliche Opfertat das menschliche Handeln des Alltags in die rechte göttliche Richtung zu verpflanzen.

In den Kriegsjahren hat es nun freilich mehr wie einmal geschienen, als habe gerade die positive Richtung in der evangelischen Kirche die Bergpredigt außer Kurs gesetzt. Die wildesten Kriegsreden vernahm man von dort, und der „Pazifismus“ wurde behandelt, als habe das Wort Friede der Teufel und nicht Gott gesprochen, als sei Christentum eine Religion für Deutschnationale und nicht für die Menschheit. Das ist eben das Neue an der Ethik des Christentums: die Liebe zum Nächsten kennt wohl auch die jüdische Religion, aber die Liebe zu allen Menschen — das ist die Ethik der Bergpredigt. So ist das Christentum „international“, es wendet sich an die ganze Menschheit, und wenn diese Menschheit auf ihrem Weg zur brüderlichen Einheit zu dem „ein Hirt und eine Herde“ — und das ist doch Kern und Stern des christlichen Entwicklungsprozesses — durch die widerchristlichen Mächte des Egoismus, der Eroberung, des Kriegs, gestört wird — und das wird immer wieder geschehen, solange die Menschen sündig sind —, so haben die Christen nicht die Aufgabe, das Feuer zu schüren, sondern zum Frieden zu wirken, sie müssen lind, sanftmütig, friedfertig, verzeihend sein und nicht das Programm der

Alldeutschen oder das des Vereins deutscher Studenten für den Katechismus eintauschen wollen. So weit war die Verwirrung geraten, daß es als eine Schande angesehen wurde, Pazifist zu sein. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Christ Pazifist sein muß, wer soll es denn sonst sein, wenn er es nicht ist? Denn der Friede ist das große christliche Ziel, um Frieden für die Menschheit zu erringen — darum hat Gott sich selbst geopfert. Der Krieg wird wohl bestehen — als ultima ratio — so lange es Menschen gibt. Aber daraus folgt doch nicht, daß wir dem Krieg sozusagen eine feste Ehrenstellung im Kodex der christlichen Sittlichkeit verschaffen. Der Krieg soll überwunden werden, so gut wie die Irrationalitäten im Wesen der Menschen: Egoismus, Mammonismus, Streitsucht, animalische triebhafte Instinkte überwinden sollen. Daß dies in der sündigen Welt nicht vollkommen gelingt, ist klar. Aber wir geben doch darum den Kampf dagegen nicht auf. So ist es auch mit dem Krieg. Der Christ darf kein Mittel unversucht lassen, ihn zu beseitigen, einzudämmen, ihn unmöglich zu machen, seine Wurzeln auszugraben. Die einseitig militaristische Denkweise unseres Volkes — es wird davon in andeen Kapiteln noch ausführlich die Rede sein — hat auf diesem Gebiet geradezu verwüstend gewirkt, die Sinne verwirrt, die christliche Klarheit und Nüchternheit des Urteils getrübt und bei den Positiven einen Gegensatz zwischen Bergpredigt und Dogma geschaffen, der die christliche Denkweise weiter Kreise verhängnisvoll beeinflußte.

Das Christentum ist Menschheitssache. Es strebt aus der Enge der nationalen Einklemmung in die Weite des Dienstes an der ganzen Menschheit. Es ist wahrlich eine der betrübendsten Erscheinungen der Gegenwart, daß die naturalistischen Kreise sich bemühen, als Bannerträger der Menschheitsidee sich auftun zu dürfen, während jene, an die das Heilandswort erging: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker als Kartellträger eines snobistischen Naturalismus erscheinen, der sich in Selbstüberhebung und Anmaßung nicht genug tun kann. Daß der nationalen Gesinnung an ihrem ethischen Werte keinerlei Abbruch geschehen soll, ist selbstverständlich, ihre wahre Bedeutung, im Sinne der christlichen Weltanschauung, soll in einem anderen Kapitel festgelegt werden.

Es gibt in der Welt eine Entwicklung. Im Politischen, Sozialen, Wirtschaftlichen erleben wir das in den verschieden geformten Etappen der Geschichte. Diese Entwicklung hat einen roten Faden. Der Graf von St. Simon, ein Sozialist, aber ein Christ dabei, meinte, die Entwicklungsrichtung heißt: vom Krieg zum Frieden. Er meinte damit nicht nur den Krieg mit Flinten und Kanonen, sondern den Menschheitskrieg des rücksichtslosen Kampfes ums Dasein, den er dem allgemeinen Menschheitsfrieden entgegenstellt, der sich ihm als eine Folgerung des Christentums ergab. Hegel sagte, die Linie sei die von der Knechtschaft zur Freiheit, wobei Hegel dem mächtigen Staat die Hauptrolle zur Erstellung der Freiheit, soweit sich's um die ökonomisch-politische handelt, zuschob. Auf dieser These gründete der Sozialismus seine Theorie. Herder erkannte die Linie im rein geistigen, denn er sagt, sie geht von der Barbarei zur Kultur. In allen diesen Definitionen liegt ein starker Kern von Wahrheit. Die Geradlinigkeit dieser Entwicklung wird aber doch nur eingehalten werden, wenn sie vor einem unabänderlichen ethischen Gesetz beeinflußt ist. Dieses unabänderliche Gesetz ist enthalten in der christlichen Religion als Welterlösungstatsache, in dem Opfer, das Gott der Welt brachte, als er sich in seinem eingeborenen Sohn für sie dahin gab. Es gibt keine größere ethische Tat. Und darum muß notwendigerweise alle praktische Ethik von ihr abgeleitet werden; an Geist, Wesen und Sinn jener Tat muß sich alles praktische Handeln orientieren; die sittlichen Maximen haben dort ihre Wurzel. Hier liegt der konservative Besitzstand der Weltmoral und der Konservatismus als politisch-soziales und ethisches Prinzip wird nichts anders tun können, als sich immer wieder an jenem Urquell zu orientieren; er wird christlich bleiben müssen, wenn er Bestand behalten will.

Der Weltkrieg und der Kaiser

Wie sind wir zum Weltkrieg gekommen?

Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, die Frage aus ihren formal-politischen und formal-kriegerischen Bedingungen zu beantworten. Bis diese Dinge geklärt sind und der unparteiische Geschichtsschreiber zu einem Schlußergebnis kommt, dürften viele Jahre vergehen. Das Studium all der Rot-, Blau- und Weißbücher mit den dazu gehörigen geheimen und ganz geheimen Urkunden wird von den Fachleuten zu bewältigen sein und ob dann eine klare und einwandfreie Antwort gegeben werden wird, steht immer noch dahin. Daß die deutsche Politik den Krieg nicht verschuldet hat, darf schon heute als eine feststehende Tatsache angesehen werden, so sehr sich verschiedene Kreise auch Mühe gaben, diese Schuld als tatsächlich zu erweisen. Hier handelt sich's immer um politisches Parteigetriebe, das für den parteimäßigen Privatbedarf in der großen politischen Garküche ein besonderes Süppchen kochen will. Die deutsche Politik und der Kaiser sind an diesem Kriege nicht schuld; das darf eine Forschung, die nicht von leidenschaftlicher, revolutionärer Gesinnung oder partikularistischer Gehässigkeit bestimmt ist, ruhig anerkennen. Daß der kapitalistische Industrialismus an den Ursachen des Kriegs mit wesentlichen Prozenten beteiligt ist, habe ich bereits in meinem Buch „Konservative Zukunftspolitik" auseinandergesetzt. Es soll hier aber auf ein besonderes Schuldkonto hingewiesen werden, das in der Regel übersehen wird. Ich meine die **Gesinnung des ganzen deutschen Volkes**. Man versucht jetzt vielfach in den Blättern des Radikalismus die Sache so hinzustellen, als sei das deutsche Volk von einer unbedingten Friedfertigkeit gewesen und sei in diesen Krieg von den politischen Drahtziehern hineingetrieben worden. Die Wahrheit ist die, daß der Krieg von der übergroßen Mehrheit des deutschen

Volks zwar nicht herbeigeführt worden ist — um die Verschuldung im meritorischen Sinne handelt sich's auch bei unserer Untersuchung nicht —, daß er aber tatsächlich als eine innere, organische Notwendigkeit von ihm empfunden wurde, der nicht ausgewichen werden kann. Als die „Alldeutschen Blätter“ am Tage der Kriegserklärung schrieben: „Endlich ist er da, der Krieg, den wir lange gewünscht und ersehnt haben“, sprachen sie nicht nur die Meinung des engern Kreises der Alldeutschen aus, sondern auch die der größten Schichten des Volkes, bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein. Der Krieg war durchaus volkstümlich Als in Baden-Baden am 1. August 1914 ein Trompeter vom Balkon des Postgebäudes die Kriegserklärung verlas, fielen sich die Leute vor Freude um den Hals, der Enthusiasmus kannte keine Grenzen, man weinte in patriotischer Ekstase Ein alter Mann mit langem weißen Bart allein behielt Fassung, er sagte. „Sie kennen den Krieg nicht, jetzt schreien sie hurra, aber das Furchtbare kommt nach“ Und war es nicht so in ganz Deutschland? Das Volk der Straße und der Restaurants kam aus der Begeisterung nicht heraus Wenn einer in den Tagen vor dem 1. August in den Restaurants beim Spielen der österreichischen Nationalhymne nicht mit militärischer Strammheit aufstand, lief er Gefahr, verprügelt zu werden Der Sinn des Volks war durchaus nationalistisch benommen; die allgemeine Kriegsbegeisterung war eine Tatsache und ebenso allgemein war die Auffassung, daß dieser Krieg kommen mußte. Daß wir den Krieg gewinnen werden, stand für jeden Deutschen außer Zweifel Der Glaube an die deutsche kriegerische Überlegenheit war ein Dogma der Volksmeinung, das auch von den Blättern des bürgerlichen und sozialistischen Radikalismus geglaubt wurde. Uns kann keiner. Laßt' sie nur kommen Das Wort des Kaisers: Wir sind das Salz der Erde, war die Überzeugung des deutschen Volks Hier werden Kriegserklärungen angenommen, schrieben die Soldaten auf ihre Eisenbahnwagen Als Italien den Krieg erklärte, hieß es: Gut so, besser ein offener Feind, wie ein hinterhältiger Freund. Als Amerika den Krieg erklärte, sagte der Führer der preußischen deutsch-nationalen Volkspartei Minister Hergt: Die Hilfe Amerikas ist gleich null Daß wir die Unbesiegten, die Unübertroffenen sind, war selbstverständlich

Hier kommen wir auf das wichtige Kapitel von der deutschen Selbstüberschätzung. Es gehört bei uns zum eisernen Bestand der gelehrten wie der Wirtshausgespräche, daß die Franzosen unerträgliche Chauvinisten sind und daß es den Deutschen an nationaler Gesinnung mangelt. Die erste Bemerkung ist gewiß richtig, und auch die zweite ist in bedingtem Umfang wahr. Dem Deutschen fehlt es bestimmt an jener selbstsicheren nationalen Würde, die den Engländer auszeichnet. Der Deutsche ist noch immer der Mann der Nachahmung des Fremden. Er hat von den Franzosen das Duell und die Ebenbürtigkeitstheorie genau so übernommen, wie er heute noch Modelieferungen von Paris, Sport von den Engländern, rasiertes Gesicht und kurzen Stachelschnurrbart von den Amerikanern als Errungenschaft bezieht. Neben dieser Würdelosigkeit geht aber eine maßlose Selbstüberschätzung einher. Wir sind die Ersten in der Wissenschaft, in der Technik, in den Universitäten, in der Volksschule, im Militär- und Offizierkorps; Drill und Ausbildung der Soldaten sind unerreicht. Bis in die kleinsten Spezialitäten hinein ist bei uns alles erstklassig, mustergültig, unerreichbar. Als ich einem älteren würdigen Mann von sonst unbestechlichen Charaktereigenschaften sagte, daß die amerikanischen Flugzeuge besser seien als die unsrigen, und der Tank ein Triumph der angelsächsischen Mechanik, war er nicht weit davon entfernt, mich für einen Landesverräter zu halten. Selbst die Überlegenheit der Franzosen in Sachen des Geschmacks wird dahin eingeschränkt, daß die Zeichner, Entwerfer, Vorarbeiter der Pariser Werkstätten Deutsche oder Elsässer seien. Dazu kommt, daß der Deutsche auch ein Ausbund von Tugend ist. Er ist so rechtlich und ehrlich und gemütsvoll wie kein anderer. Daß die Familie in den romanischen Ländern viel sorgsamer gepflegt wird, wie bei uns, ist nur wenigen Deutschen bekannt. Daß insbesondere die Geschwisterliebe in Italien und in Frankreich viel zärtlichere Formen und tieferen Inhalt besitzt, wie in Deutschland, das alles wird übersehen.

Der deutsche Kaufmann ist selbstverständlich unübertroffen. Es ist nur gemeiner Neid, Faulheit und Unfähigkeit der ausländischen Kaufleute, wenn sie über die deutsche Konkurrenz schimpfen. Daß der ausländische Kaufmann, insbesondere der englische, über eine alte kommerzielle Kultur verfügt und damit eine bestimmte

Art der Geschäftsgebahrung verbindet, die ein „leben und leben lassen“ zur Richtschnur hat, wird übersehen. Wenn der englische Kaufmann über unsre deutsche Konkurenz klagt, so ist das ein Eingeständnis seines Zurückgebliebenseins, seines Deutschenhasses. Wer in Deutschland weiß denn, daß in London vor dem Kriege hunderttausend Deutsche lebten und als industrielle selbständige Kaufleute und Unternehmer und Arbeiter unbehelligt am englischen Wirtschaftsleben teilnahmen, daß sogar in Paris 80000 Deutsche waren, die im Geschäftsleben ein Unterkommen fanden? Man stelle sich einmal vor, in Berlin hätten 100000 Engländer oder Franzosen sich als Geschäftsleute betätigt. Das wäre eine ewige Quelle wirtschaftlicher und politischer Reibereien gewesen. Daß von München bis Konstantinopel und darüber hinaus die Fabriken und sonstigen großen Unternehmungen von deutschen Unternehmern und Ingenieuren geleitet wurden, war ebenso selbstverständlich, wie daß in Petersburg die großen Banken und Industrien von deutschem Geld gespeist und von deutschen Vorstehern dirigiert wurden. So ist der Deutsche in der ganzen Welt „verbreitet“ und überall hin bringt er die jungen Tugenden des emporgekommenen Geschäftsmannes, der in seinem Drang, Geschäfte zu machen, sich gar leicht überschlägt und bei seinen Zusammenstößen mit der ausländischen Konkurrenz es an dem „savoir vivre“ der wesentlich älteren Kulturen fehlen läßt.

Das alles aber soll verschwiegen werden. Alle Widerstände, die sich zeigen sollen auf das Konto des Geschäftsneids gebracht werden, denn daß der Deutsche im Unrecht sein könnte, das ist ganz ausgeschlossen. Er mit seinen besten Volksschulen, den besten Universitäten, einer unerreichbaren Wissenschaft und Technik, dem gebildetsten Kaufmannstand — den Leutnant macht uns überhaupt einer nach — hat unleugbar das Recht, überall aufzutreten und den ersten Platz einzunehmen. Es muß so weit kommen, sagte der Original- und Musterdeutsche Houston Stewart Chamberlain, „daß wer nicht deutsch kann, ein Paria ist“.

So hat der Deutsche allerdings seinen eigengearteten Chauvinismus, der grundsätzlich vom französischen sich insofern unterscheidet, als er das Moment der allerpersönlichsten Würde, die den französischen Nationaldünkel beherrscht — zurückdrängt und dafür

das Kollektivgefühl einer inkorporierten nationalen Überlegenheit einimpft. In bezug auf internationale Wertung muß gesagt werden, daß der deutsche Chauvinismus nachteiliger, aufreizender wirkt als der französische, weil er dadurch, daß er aus den aktiven Gegenständlichkeiten der materiellen Welt fließt, ungleich mehr Reizflächen hat als der französische, der sich mit der „Gloire“ begnügt, wie sie aus den Essenzen des reinen „gallisch-römischen Geistes“ entsteht.

Aus dieser deutschen Selbstüberschätzung kam die allgemeine Kriegslust und die allgemeine Begeisterung für den uns aufgedrängten Verteidigungskrieg. Es war für jeden Deutschen selbstverständlich, daß England niedergebügelt werden muß. „Wenn wir England nicht schlagen, freut mich der ganze Krieg nicht“, sagte mir ein gut konservativer Mann von lauterster Charaktereigenschaft. Der Krieg wäre nicht möglich gewesen, wenn seine Idee nicht von dem nahezu einmütigen Willen der Nation getragen worden wäre. Unser Volk war davon überzeugt, daß dieser Krieg, den wir nicht provozierten, nötig war und daß wir ihn gewinnen. Die deutsche Überlegenheit ist unwiderstehlich. Ob Sozialdemokrat, freisinnig oder konservativ, ob katholisch oder evangelisch, die deutsche überragende Fähigkeit wird den Krieg gewinnen, wie sie bis jetzt jede Schlacht auf dem kommerziellen und industriellen Gebiet gewonnen hat. Deutschlands Aufstieg ist einzigartig. Aus einem armen Volke von vielleicht 70—80 Milliarden Volksvermögen haben wir es auf 350 Milliarden gebracht, durch unsere Überlegenheit auf allen Gebieten.

Es ist betrüblich, wenn man es heute erleben muß, Zeitungen und Kreise, denen man sonst ein gewisses Maß von Sachlichkeit zusprechen durfte, nun an der allgemeinen Konkurrenz teilnehmen zu sehen, wie das Ziel, die Verantwortlichkeit für den Krieg abzulehnen, zu erreichen sei. Nun soll plötzlich das „Volk“ in den Krieg hineingetrieben worden sein. Das liebe deutsche Volk, das beileibe nichts anderes, als einen Verteidigungskrieg ohne Eroberungen wollte. Nun geht man auf die Suche nach dem „Schuldigen“ und man erlebt das widerliche Schauspiel, wie einer den andern verantwortlich macht. Daran, daß das Volk in allen seinen Schichten den Krieg begrüßte, ihn als Erlösung und Befreiung

von unerträglichem Drucke betrachtete, will man sich jetzt nicht erinnern. Aus einer maßlosen Selbstüberschätzung und einem ganz ungeheuerlichen Selbstdünkel entstand der Kriegswille, der in der Latenz blieb, so lange die Komplikationen die nationale Eitelkeit nicht reizten. Wie oft mußte man es in den kritischen Tagen vor dem 1. August hören: „Natürlich, der Wilhelm ist wieder furchtsam, er sieht sich wieder vor Gott verantwortlich,“ „wenn wir noch einen Bismarck besäßen, hätten wir längst losgeschlagen, jetzt heißt es nicht zaudern, sondern zugreifen.“ So schwirrte der Unmut in gereizten Reden. Man konnte es nicht erwarten, bis es „losging“. So groß die Schuld der Alldeutschen an der Zubereitung des Kriegswillens ist, sie hätten es nicht erreichen können, wenn nicht in der deutschen Volksseele eine Resonanz für den Krieg enthalten gewesen wäre, eine Resonanz, die eben aus dem Glauben an die **eigene nationale Unübertrefflichkeit und Sieghaftigkeit** entstand. In Nord und Süd, in Ost und West wurde dieser Glaube geteilt. Nüchternheit und Besonnenheit hatte man nur — von kleinen politischen Zirkeln abgesehen — in den **führenden politischen Kreisen**. Diese Tatsachen sollte man jetzt nicht bemänteln wollen. Sie entlasten unsere Gegner um nichts an ihrer grundsätzlichen Schuld, denn bei ihnen waren Revanche, Rachsucht, Eroberungsgier und Herrschsucht schon lange am Werk, um den „Emporkömmling“ niederzuschlagen. Ohne ihren Kriegswillen hätte sich der deutsche nicht entzündet. Aber daß dieser vorhanden war und vom **Volke** verantwortet werden muß, ist zweifellos. Es geht nicht an, die „Schuld“ abwälzen zu wollen, oder gar den Kaiser verantwortlich machen zu wollen, wie es vielfach geschieht. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Wilhelm II die Mission des Friedenskaisers, die er sich wohl etwas geräuschvoll beilegte, bis in ihre letzte Forderung erfüllte.

Es ist heute, zurückschauend, leicht, Fehler festzustellen. Die Kunst dieser Politiker, die aus Geschehenem nachträglich Prämissen für eine allein richtige Politik feststellen, ist stets geübt worden, sie ist aber noch nie mit einer solchen Ungeniertheit wie heute aufgetreten und hat noch selten so wenig Widerspruch von den Aufrichtigen und Unterrichteten gefunden, wie heute. Die ungeheuere Korruption der werktäglichen Sittlichkeit, der verpflichtenden

Wohlanständigen im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben hat auch einen völligen Niederbruch der ritterlichen Gesinnung in unserem Volke herbeigeführt. Politiker, Zeitungsleute, die noch beim 25jährigen Regierungsjubiläum Wilhelm II. ihre Federn in fast byzantinisch gefärbte Tinten tauchten und dem abgedankten Monarchen Größe und Bedeutung zuerkannten, bilden jetzt eine radikale oder alldeutsche Pamphletgruppe und wissen allerhand Belastendes zu erzählen. Selbst Herr Hamann, der sich jahrelang in der Gunst des Monarchen sonnte und mit dem Titel Exzellenz in die Pension ging, bemüht sich jetzt, die These vom brüchigen Geisteszustand Wilhelms II. zu propagieren, um dafür aber einem politischen Schieber, wie Maximilian Harden, Triumphbögen politischer Anständigkeit und Zuständigkeit zu errichten. Wohl ist es wahr, daß es in der Politik keine Dankbarkeit gibt — wer hätte das nicht erfahren — damit ist aber doch nicht gesagt, daß das Niveau der politischen Ehrlichkeit sich so tief erniedrigen muß, daß man, aller Hemmungen ledig, sich einer niedrigen Schmähsucht ergibt, lediglich weil sie sich buchhändlerisch rentiert und auf den Beifall der Vielzuvielen rechnen darf.

Der Kaiser hat sicherlich manchen Fehler, die Überhebung ist darunter nicht der geringste. Aber diese Überhebung ist doch geradezu eine typische Erscheinung bei unserm ganzen Volke. Ich habe dieserhalb mit starkem Nachdruck auf diese Wunde den Finger gelegt, um wenigstens jene, die von christlicher Sinnesart sind, zur Selbstbesinnung und Selbstkritik zu bestimmen. Wenn jeder deutsche Schuhputzer überhebend erklärt, wir sind das größte Volk, uns kann keiner, wir sind die Überlegenen auf allen Gebieten, dann ist es bei einem Monarchen wohl verzeihlich, oder erklärlich, wenn er, der sich mit Recht als eine über den Durchschnitt begabte Persönlichkeit empfinden durfte, von der Welle völkischer Selbstüberschätzung getragen, sozusagen sich als der Repräsentant dieses Volks fühlte und in seiner Person das hohe Intellektualgut der Nation nach außen darstellen durfte. Wahrlich, unser Volk hätte in seinen geistigen Führern alle Veranlassung, sich an die Brust zu schlagen und zu sagen: mea culpa, und sich nicht dem billigen Vergnügen überlassen, den Kaiser mit Kot zu bewerfen und zu „beweisen“ — wie das eine alldeutsche Schmäh-

schrift tut —, daß der Kaiser an „zirkulärem Wahnsinn“ leide. Man braucht kein Fachmann zu sein, um zu wissen, daß Leute mit zirkulärem Irrsinn niemals derartige geistige Anspannungen vermögen, wie sie vom Kaiser ertragen wurden. Auch ist die Nachkommenschaft solcher Kranken stets körperlich und geistig minderwertig.

Hier hätten die Konservativen ein wirkliches Feld gehabt, sich zu betätigen. Statt dessen haben sie sich, alldeutschen Einflüssen beugend, eine Kriegspolitik à outrance unterstützt und in dem kleinlichen Haß gegen Bethmann Hollweg dem Kaiser das politische Fundament unter den Füßen weggezogen. In meinem Besitz ist eine Reihe von Briefen konservativer und monarchistischer Leute, deren „ungeschminkte“ Darlegungen einen erstaunlichen Tiefstand royalistischer Treue bekunden. Daß das „beten“ dem Kaiser so besonders verübelt wird — von konservativen Leuten —, ist doch bezeichnend. Freilich fügt der eine hinzu, dem es wohl etwas zu Herzen geht, daß Konservative das Beten monieren — „es sei ein beten à la Rasputin“. Es ist eine beliebte Wendung in diesen Briefen, daß Monarchismus nicht gleichbedeutend sei mit Anerkennung der jeweils regierenden Fürsten. Man wollte damit den Widerstand gegen die Person des Kaisers rechtfertigen. Nun ja, es gibt Moraltheologen, die sogar eine Beseitigung des „widerstrebenden“ Monarchen durch Mord „rechtfertigen“. Ist das in Wahrheit ein monarchistisches System, das den einzelnen Monarchen der Willkür des politischen Interesses ausliefert? Ich glaube nicht. Wer dies tut, hat das monarchische Prinzip verneint, er muß logischerweise zur Forderung eines wähl- und absetzbaren Präsidenten kommen, im mindesten die Form des demokratischen Kaisertums gutheißen. „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut“, ist mit grundsätzlicher monarchischer Anschauung unvereinbar.

Nicht nur daß Wilhelm II. betete, war diesen führenden Konservativen und militärischen Kreisen gegen den Strich — die „ganze Richtung“ des Monarchen paßte ihnen nicht. Noch vor wenigen Wochen schrieb mir ein führender Konservativer aus Mitteldeutschland. Es heißt in dem Brief: „ . . Mit viel größerem Recht kann ich aber behaupten, daß alles Unglück im Preußen-Deutsch-

land von Süddeutschland gekommen ist, und da Sie große Geschichtskenntnisse besitzen, so werden Sie mir darin recht geben, wie gerade immer durch die Süddeutschen alles Unglück entstanden ist, und in letzter Zeit brauchen wir nur hinzuweisen auf den verstorbenen Großherzog Friedrich von Baden, der seinen schwachen Neffen und Judenfreund Wilhelm II veranlaßt hat, Bismarck zu entlassen, während wieder ein Süddeutscher, Prinz Max von Baden, seine Hand dazu geboten hat, diesen schwachen Monarchen zu beseitigen Der Demokrat General Gröner aus Süddeutschland hat weidlich mitgeholfen, das Ziel zu erreichen Wir Konservativen haben unter Wilhelm II., dem Manne der Demokratie und des Liberalismus, keinen Einfluß ausüben können Die einzige Tat, die der Monarch aufzuweisen hat während seiner Regierung, war die Beseitigung des Fürsten Bismarck, und nach 28 Jahren hat er dafür seinen Lohn erhalten Alle Schuld rächt sich auf Erden Wilhelm II hat sich leichten Herzens über die Sorgen seiner treuesten Untertanen hinweggesetzt“

Es können natürlich nicht alle Konservativen nach dem geistigen Habitus dieses Mannes eingeschätzt werden, der weder Kenntnisse, noch auch die nötige politische Bildung besitzt, um den Gallimathias, den er sich da zusammengeschrieben hat, zu beurteilen. Aber wer wollte leugnen, daß diese bodenlos oberflächliche, sich nur an die Konturen des persönlichen Interesses haltende Politik — der Briefschreiber ist Großindustrieller —, vermischt mit einer fundamentalen Gemütsroheit, nicht ein Signum ostelbischer borussischer Weltanschauung wäre? Gewiß sind nicht alle Standesgenossen des Briefschreibers im Banne dieser skurrilen Auffassung — es gibt schöne Ausnahmen unter dem christlich gesinnten Adel —, aber daß diese ganze Art der Betrachtung politischer und gesellschaftlicher Zustände, diese Methode, aus der Schlagwortpolitik der Bezirksvereine des Antisemitismus konservative Programmpolitik zu machen, gang und gäbe ist, wird niemand, der die Verhältnisse kennt, bestreiten Es ist doch für konservatives und christliches Denken unfaßbar — von den Kreisen des staatsmännisch urteilenden Politikers ganz zu schweigen —, daß ein Mann aus der konservativen Prominenz zu sagen wagt: „Die einzige Tat, die Wilhelm II getan, war die Entlassung Bismarcks, dafür hat

er jetzt seinen Lohn, denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Ich habe mich über die Bedeutung Bismarcks in meiner „Konservativen Zukunftspolitik" ausführlich ausgelassen und ich halte an diesen Darstellungen trotz der Einsprüche von großdeutscher Seite fest, denn Bismarck ist für mich der christliche und geniale Staatsmann, nicht der Macht- und Eroberungspolitiker. Aber daß die „Entlassung" eine Notwendigkeit war, die in den veränderten Zeitverhältnissen lag — Bismarck widersetzte sich der sozialen Gesetzgebung, von allem andern abgesehen —, wird heute wenigstens geschichtlich rückblickend von allen Urteilsfähigen anerkannt. Für den „Konservativen" aber ist die Vertreibung Wilhelms II die Strafe Gottes dafür, daß er Bismarck „abdankte"! So spiegelt sich in einem borussischen Gehirn das Walten Gottes in der Politik. Gleichzeitig verkünden uns Organe der partikularistischen Rechtsparteien aus Hannover und Kurhessen, daß der Zusammenbruch des Kaiserreichs die notwendige Folge der Blut-, Eisen- und Gewaltpolitik war, die derselbe Bismarck im Jahre 1866 betrieb. Und auch das sind Konservative!

Zu Pfingsten 1917 unternahm ich mit anderen Politikern und Pressevertretern eine Frontreise nach dem Osten, ins Baltikum. Meine Eindrücke waren niederschmetternd. Der Geist der Truppen miserabel. Wenn man vorsichtig auf den Busch klopfte, kamen Unwille, Widerspenstigkeit, Hohn und Mißmut, eine mühsam zurückgehaltene revolutionäre Gesinnung zum Ausdruck. Ganz anders bei den Führern. Zunächst eine vollständige Unkenntnis über Geist, Gesinnung und politische Haltung der Mannschaften. Daß diese eine Seele haben könnte mit einem Komplex moralischer, politischer oder geistiger Vorstellungen, war für diese Führer ganz unbekannt. Als ich einem General dahingehende Andeutungen machte, sah er mich groß an, er verstand das Thema überhaupt nicht. Daß ein deutscher gewöhnlicher Soldat ein „Seelenleben" haben soll, dünkte ihm unmöglich. Eine Ausnahme machte ein prächtiger Oberst, Herr v. P., ein wahrhaft humaner Mann, der Liebling seiner Soldaten. Er wußte auch etwas von den Nöten des „gemeinen Mannes", und sein Herz war nicht im Kommißdienst verdorrt. Er war auch ein Gegner aller Annexionen; das

brachte mich ihm besonders nahe. Aber die anderen! Das war eine Scherbewasserkritik nicht nur an Bethmann Hollweg, Mackensen, Falkenhayn; der Kaiser wurde ebensowenig verschont. Selbstredend sprach man immer mit soldatischem Respekt von „S. M.", aber niemand machte einen Hehl daraus, daß die kaiserliche Politik falsch sei, daß man Belgien behalten müsse, Longwy-Briey selbstverständlich, mit Calais, das ganze Baltikum und ganz Polen. „Dem Bethmann gibt man einen Tritt in den H. . . und aus Polen wird eine Militärkolonie gemacht." Das war die politische Weisheit der Untergenerale; die obern habe ich nicht zu sprechen bekommen.

Auf dem Schiff „Augsburg" in Libau mußten sich meine Eindrücke erheblich verstärken. Der Schiffskommandant stellte sich unserer Reisegesellschaft nicht zur Verfügung, weil man ihm beim Ersuchen um Schiffsbesichtigung übergangen hatte. Einen solchen Formfehler läßt ein Schiffsoberst ohne Strafe nicht passieren. Die Mannschaft machte die denkbar schlechtesten Eindrücke. Obwohl sie erstklassig gefüttert wurde, herrschte doch überall ein gehässiger, höhnischer, unzufriedener Ton. Spitze und rohe Bemerkungen fielen überall. Die ganze Art dieser Seesoldaten war auf Opposition, Widerwillen, Unzufriedenheit, Gehässigkeit eingestellt. Zu dem mir persönlich nahestehenden Berliner Pfarrer L. — aus Unwissenheit und falsch aufgefaßtem Patriotismus alldeutsch gesinnt — sagte ich, daß hier der kleinste Anlaß genüge, um eine Revolte mit schrecklichem Ausgang herbeizuführen. Bekanntlich ging ja auch die Revolution von Matrosen aus. Der meuternde Matrose ist das unweigerliche Resultat eines nur mechanisch aufgefaßten Militarismus. Wenn man den angehenden Seesoldaten die Heimwehanfälle mit dem Tauende austreibt, so sind Menschen mit Disziplin, die sich auf sittlicher Verantwortung aufbaut, nicht zu erziehen.

Unter den höheren Chargen der Libauer Truppen, zu Wasser und zu Lande, herrschte, wie an der russischen Grenze, ein versteigener Optimismus, kein Maß in den politischen Forderungen auf Annexionen, ein wilder alldeutscher Terrorismus überall, eine auffallende rücksichtslos-brutale Kritik am Kaiser und seiner inneren wie militärischen Politik. Als ich von dem baltischen Ausflug in

Berlin ankehrte, war Herr von Bethmann Hollweg zu einer Besprechung in Belgien. Ich ließ ihm durch Legationsrat Heilbron ein streng vertrauliches Schreiben übermitteln, in welchem ich das Ergebnis meiner Reise gedrängt vermittelte und die Überzeugung aussprach, daß mit einem Aufstand der höheren Militärkreise gegen den Kaiser gerechnet werden müsse, da hier die Absicht bestände, den Kaiser zugunsten des Kronprinzen zur Abdankung zu zwingen. Herr von Bethmann hat mir auf diesen Brief nie geantwortet. In dem Abschnitt über den Militarismus und die deutsche Mentalität wird noch Gelegenheit sein, gewisse Dinge aus dem Bannkreis militärischen Übermenschentums näher zu besprechen.

Und die Konservativen? Ich erwähnte vorhin den Pastor L. aus Berlin, ein Mann von großer Fähigkeit, einem reinen, lauteren Charakter und unbezweifelbarem positiven Christentum. Und trotzdem war dieser Mann von ausschweifendem, heidnischem Nationalismus. Seine Gedankenwelt war von einem filtrierten Preußentum durchdränkt. Er liebte natürlich seinen Kaiser, und das war der Punkt, wo wir uns trafen; er hätte eine Kritik, wie die oben brieflich mitgeteilte, gründlich verabscheut. Seine politische Einstellung war einfach. Weil wir Engel waren und voll tugendlicher Reine, unsere Gegner aber lauter Schufte, Neidlinge, Eroberungslustige, waren alle Annexionen gerecht und alle deutschen militärischen Handlungen notwendig. Nur mit Mühe gelang es mir, ihm den Eroberungsgedanken als mit christlichen Anschauungen unvereinbar, darzustellen. Manchmal dachte er nach und nahm drängende Gewissensrevisionen vor. Aber es hielt nicht lange vor. Das einschmeichelnde Gift des den egoistischen Instinkten schmeichelnden Nationalismus betörte immer wieder die reine Denkart seiner Seele.

In diesem Berliner positiven Pfarrer habe ich den Typ jenes deutschen Konservativen christlicher Prägung erkannt, der neben dem nationalistischen Konservativen des ostelbischen Junkertums — wie ich es in meiner Zukunftspolitik dargestellt habe — die Masse bildet, so weit eine solche für den deutschen Konservatismus reklamiert werden kann. Es handelt sich um gute Menschen, um tüchtige Charaktere, um aufrichtige Christen. Aber Mangel an Selbstkritik, Mangel an bewußter geistlicher und geistiger Führung

läßt diese Massen in einem oberflächlichen Nationalismus versumpfen. So lange die wirklich Gebildeten des christlichen und konservativen Bekenntnisses nicht aus dem Traumleben des heidnischen Chauvinismus erwachen und erkennen, wie sie drauf und dran sind, ihre christliche Ethik dem heidnischen Baal des Nationalismus zu opfern, wird hier eine Rekonstruktion christlich-konservativer Sinnesart schwer zu arbeiten sein

Monarchie und Republik

Die Stellung der Konservativen zur Frage der Monarchie ist in den Zeitläuften der Revolution besonders bedeutungsvoll

Es sei zunächst die Tatsache festgestellt, daß in den ersten Tagen der Revolution, da die Monarchie fiel, in den weitesten Kreisen, bis tief in die konservativen Reihen hinein, der Gedanke an die Aufrechterhaltung der Monarchie preisgegeben war. Am Abend des 9 November 1918 streifte ich fast verzweifelnd durch die Straßen der badischen Hauptstadt, um zu erspähen, ob sich denn nichts rege beim Bürgertum, um dem Verderben Einhalt zu tun, denn die Revolution als Tat kam, das muß immer festgehalten werden, allen unerwartet, der Sozialdemokratie nicht weniger, als den Konservativen In allen vornehmen Vierteln der Stadt tiefstes Schweigen, kein Licht brannte, kein Mensch war zu sehen, die Häuser fest verschlossen. Und zwar überall, nicht nur bei den „Rechtsparteien“, wie man heute immer wieder die Tatsachen fälschend, in den Zeitungen der Linken lesen muß; auch das liberale, freisinnige, demokratische Bürgertum rührte keinen Finger, um die revolutionäre Flutwelle aufzuhalten Ein in der ganzen Stadt als Rowdy bekannter Schreiber war mit „zehn Mann“ vor das Schloß gezogen, um den „Großherzog zu verhaften“. Nur einem Zufall ist es zu verdanken, daß die Absicht nicht verwirklicht wurde. Der diensttuende Kammerherr vermochte durch Überredung, diesen Revolutionsleutnant mit seinen zehn Mann eine Zeitlang aufzuhalten, bis es gelang, den Fürsten so zu verbergen, daß man seiner nicht habhaft werden konnte. Während dessen nächtete im Rathause die „Revolutionskommission“. Der Oberbürgermeister, ein Führer der nationalliberalen Partei, telephonierte einige Stadträte und sonstige maßgebende Persönlichkeiten herbei, mit denen

man das vorläufige Revolutionsgremium bildete. Das alles vollzog sich im Handumdrehen. Ein paar Matrosen, erkenntlich an dem kleinen Handköfferchen, mit denen sie von der Bahn kamen, hatten das ganze inszeniert. Während die ganze vornehme und bürgerliche Hauptstadt, in tiefe Finsternis gehüllt, tatenlos dem neuen Morgen entgegenschlief, zogen 3—4000 Soldaten im Alter von 19—24 Jahren, ihre Schätze im Arm, mit schnell zurechtgestutzter roter Fahne die Hauptstraße entlang in die Kasernen, um die solidarische Revolution zu vervollständigen. Ein paar hundert Bürger mit dem Willen zur entschlossenen Gegenwehr, hätten die Revolution verhindern können. So wie in der badischen Hauptstadt war es überall. Das Bürgertum, mit den Orden im Knopfloch und um den Hals, mit dem devoten Rücken und dem großen Mund zum Hurraschreien, hatte völlig versagt.

Als etliche Tage danach von Berlin aus dem Vorstand der schnell gegründeten deutschnationalen Volkspartei ein Wahlaufruf gesandt wurde, mit dem agitiert werden sollte, fehlte das Bekenntnis zur Monarchie; ich schrieb dies Bekenntnis eigenmächtig in den Aufruf hinein. Bei Beratung des Programms wurde von städtischer und von ländlicher Seite geltend gemacht, ob es nicht rätlicher sei, das Bekenntnis zur Monarchie zu streichen. Nur meinem festen Auftreten gelang es, die Position zu erhalten. Es ist also Tatsache, daß die Liebe zur Monarchie in den ersten Wochen der Revolution auch in den Kreisen, die traditionell als die Stützen der Monarchie galten, sich unter dem Mantel des Opportunismus versteckt hielt. Darum berührt es in der Tat widerlich, wenn jetzt aus dem nämlichen Bürgertum heraus, da man nicht mehr Gefahr läuft, erhängt oder erschossen zu werden und die Regierung das Recht zur freien Meinungsäußerung hochhält, sich in monarchistischen Kundgebungen ergeht und das agitatorisch gespitzte Mundwerk von Loyalitätsphrasen trieft.

War nun auch die Revolution als Tat das Werk einer kaltblütigen verschwindenden Minderheit, so wäre es selbstverständlich ganz falsch, sie als eine Zufälligkeit, als ein Analogon zum bekannten Treppenwitz der Weltgeschichte stempeln zu wollen. Es sei an Goethes Wort erinnert, das diesem Buche voransteht. Daß in der Beurteilung der Revolution als weltgeschichtlicher Tatsache die

konservative Betrachtungsweise wieder ganz an der Oberfläche haftet, ist nur wieder ein Beweis dafür, wie es an führenden Geistern fehlt, eine solche Oberflächenpolitik zu verbannen.

Fast immer hätten die Revolutionen als kriegerische Tat vermieden werden können, wenn staatsmännisches Genie und guter Wille der zeitweiligen Machthaber genug vorhanden gewesen wäre, notwendige Reformen zu erkennen und in die rechten Wege zu leiten. Sogar dort, wo dieses Verlangen vorhanden war, konnte ein blutiger Austrag der Reform nicht vermieden werden. Wir wissen es durch Tame, daß die französische Staatsverwaltung ein großartiges politisches und soziales Reformwerk vorbereitete, und wir wissen ferner, daß in Ludwig XVI Frankreich einen Monarchen besaß, der von Herzensgüte und warmer Volksliebe beseelt, der Reform nicht im Wege stand. Und doch kam die Revolution. Sie erschien, weil mit der Reform zu spät eingesetzt wurde, weil große und führende Bevölkerungsklassen sich solchen Reformen widersetzten, statt die Führung zu übernehmen. Der König, die Monarchie wären kein Hindernis gewesen.

An den führenden Klassen hat es auch in unserer Zeit gefehlt; zu diesen gehörten geschichtlich und gesellschaftspolitisch die Konservativen, wenigstens in Preußen, dem führenden Staat. Aber die preußischen Konservativen hatten den Geist der Zeiten nicht begriffen; es war immer wieder ihr eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegelten. An Warnungen hat es nicht gefehlt. Schon während den Jahre 1916 und 1917 rief ich ihnen zu, an gewissen nicht überschbaren politischen Erkenntnispostulaten nicht vorüberzugehen. Am 15 August 1916 machte ich in der „Südd. Conf. Corresp." auf die demokratische Welle als einer natürlichen Erscheinung der politischen Entwicklung aufmerksam. Die Schlußzeilen jenes Artikels sollen hierhergesetzt werden:

„Noch haben wir den jetzigen Weltkrieg nicht gewonnen und schon drückt und treibt die demokratische Welle an alle Dämme und Stellfallen, die der preußisch-deutsche Staat gegen Überflutungen der geschichtlichen Autorität errichtet hat. Die liberale Bourgeoisie ist dieselbe wie 1871, sie wird auch noch geleitet von den gleichen geistigen Elementen einer philosophisch-revolu-

tionären Weltanschauung, aber sie hat die Leitung an die wirkliche Demokratie, an die sozialistische Arbeitermasse, abgegeben; die liberale Bourgeoisie kann nur mit Hilfe dieser, d. h. mit dem revisionistisch kommentierten Sozialismus, zur Bedeutung kommen. Diese Kombination hat die **große zahlenmäßige Mehrheit** im Volke hinter sich.

Und nun ist die Lage die: 1871 hat ein Bismarck der demokratischen Welle **nicht** standgehalten. Was wird ein Bethmann — oder ein anderer — tun? Wird sich ein Staatsmann finden, der die demokratische Welle abebben kann? Wir glauben nicht. Jeder Kanzler wird mit der Politik als der Kunst der Möglichkeiten rechnen müssen."

Immer wieder wies ich auf die Notwendigkeit hin, Reformen rechtzeitig einzuführen. Die Konservativen lehnten alles ab. Graf Hertling als Reichskanzler flehte die Konservativen sozusagen auf den Knien an, in Sachen des Wahlrechtes nachzugeben, er sprach das prophetische Wort: „Sie stellen die Dynastie der Hohenzollern aufs Spiel", — nichts fruchtete, im Gegenteil, man brachte noch einen Antrag auf Erweiterung des Fideikommißwesens ein, obwohl man wußte, daß die öffentliche Meinung gerade das Fideikommiß als Kennzeichen eines „unerträglichen Feudalismus" ansah.

Es ist gewiß, daß die große Mehrheit der Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause es in der Hand gehabt hätte, durch eine kluge Reformpolitik der Revolution die Wurzeln abzugraben. Als der Erlaß des Kaisers im April 1917, der sich für das Reformwerk einsetzte, herauskam, nahm ich erneut die Warnung an die Konservativen auf und schrieb am 12. April 1917:

„Für die Konservativen ist die Aufgabe klar vorgezeichnet. Das konservative Prinzip steht und fällt **nicht** mit irgendeiner Wahlform; es gibt Konservative, die sogar in Volksabstimmungen nichts das Konservative verletzendes erkennen.

Wer es gut meint mit den Konservativen, wird sich diese Mitarbeit — bei der wir wünschen, daß die konservative Grundanschauung mit Kraft, Geist, geschichtlicher Schulung und weltanschauungsmäßiger Tiefe zum Ausdruck käme — nicht in un-

fruchtbarem „Deklarantentum“ denken, sondern, wie es Konservativen ziemt, im Anschlusse an die natürlichen und sittlichen Gewalten des königlichen Regiments. Die Zeit der Verärgerung muß aufhören. Die Konservativen dürfen nicht vergessen, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes, bis zu den Freikonservativen, in der Wahlrechtsfrage links steht.

Die konservative Partei hat in der Zentrumspartei einen Mitarbeiter großen Stils und von großem Einfluß, die bereit ist, eine preußische Wahlreform zu erstellen, mit der sich auch konservativ leben und eine den geschichtlich sittlichen Bestand des preußischen Volks und Staats wahrende Politik treiben läßt.

Die Demokratie wittert Morgenluft, das ist unbezweifelbar, ihr letztes Ziel ist Parlamentarismus und Scheinkönigtum, so lange die **Republik** nicht Konsequenz eines aktuellen Tagesgebots ist.

Um so mehr ist es Aufgabe der Konservativen, nicht mißmutig oder unlustig beiseite zu stehen, sondern positiv mitzuarbeiten.“

An dieser Arbeit hat es gefehlt. Wären die Konservativen mit wehenden Fahnen ins Lager der Neuorientierung übergegangen und hätten sich dem Volke als die mutigen und offenherzigen Vertreter einer zeitgemäßen Reformpolitik auf allen Gebieten gezeigt, hätte die Revolution vermieden werden können. Aber rücksichtsloser als je pochte man auf die Macht, die man in Händen zu haben glaubte und die abzugeben nur süddeutsche Sentimentalität anzuraten vermochte. Selten hat eine Partei Großzügigkeit so vollständig vermissen lassen, wie die konservative in diesen entscheidenden Wendepunkten der deutschen Geschichte. Ja, man bläht voll Stolz sich auf, wenn die Sozialdemokraten in angeborener Sklavengesinnung bewundernd feststellten: „Es sind halt Kerls, diese Junker, sie geben nicht locker“.

Und heute? Auch jetzt noch keine wirkliche Einsicht in die Zusammenhänge der Geschehnisse; weder in Bekenntnis der begangenen Fehler, noch Erkenntnis dafür, mit welchen politischen und sozialen Modalitäten die Entwicklung zu leiten sei. Heute bekennt man sich wieder mit großtuerischen Worten zur Monarchie. Pri-

vatim läßt man sogar gegen den unglücklichen Kaiser, dessen einziger Gedanke immer nur das Wohl seines Volkes war, alle Schleußen borussisch-slawischer Geschwätzigkeit los, überschüttet ihn mit Urteilen voll Hohn und Verachtung — man erkenne, wie der Großadmiral Tirpitz nur unter Vergewaltigung klarer Satzstellung seinen Haß gegen den Monarchen verbirgt — und bezeichnen ihn als den Gefangenen der Juden und des Liberalismus, als den Psychopathen und Mann des zirkulären Irrsinns Die Monarchie wird wieder zum politischen Schlagwort, weil das Wort eben so viel unausrottbaren Edelinhalt hat, daß es selbst im Munde der politischen Geschäftemacher an seinem Glanz nichts verlieren kann

Aber heute ist die Monarchie ohne schwere Erschütterungen, ohne neuen Bürgerkrieg nicht wieder herzustellen Wenn je, so gilt hier für die „monarchischen“ Parteien das Wort: „Was du von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit dir je zurück“ Als es Zeit war, die Monarchie zu stützen, sie in einer neuen politischen Entwicklung zu verankern und zu verwurzeln, da traten dem enger Sinn und platter Egoismus einer bevorzugten Schicht entgegen Das ist tief zu bedauern. Denn der monarchische Gedanke ist ein wahrhaft vornehmer Gedanke; er hat königliches Geblüt Was die Baueen der französischen Vendée 1789 für das Königtum Gut und Leben einsetzen ließ, das war aber jene aristokratische Gesinnung, die den Führergedanken nobilitiert wissen will. Und ein Volk fährt wahrlich nicht schlecht, wenn es sich einem Führertum anvertraut, das durch Geschichte und Tradition eine Berufsweihe erfahren hat. Und auch unserer Zeit wären solche monarchische Führer vonnöten Das hat Professor Friedrich Wilhelm Foerster in seinem Buche über politische Erziehung ausführlich dargetan. Ein solches monarchistisches Führertum wäre auch mit dem demokratischen Geist zu versöhnen Doch heute kann nicht davon die Rede sein, dies monarchische Führertum in sein Amt wieder einzusetzen. Das wäre, trotz der Revolution, möglich gewesen, wenn im deutschen Bürgertum etwas vom Geist der Bauern der Vendée enthalten gewesen wäre Aber dies Bürgertum ist in seinem Inneen vollständig ausgehöhlt; idealistischer Schwung und der Geist der Hingabe, diese Voraussetzungen monarchistischer Gesinnung, waren nicht vorhanden; konnten nicht vorhanden sein in Herzen, die

jenseits alles Religiösen stehen, die lediglich nach Praxis, Geschäft, Macht, guter Lebenshaltung gierten und ihr gesellschaftliches und politisches Dasein nur unter dem Gesichtspunkte materieller Erfolge betrachteten. Zu dieser wesentlich exoterisch und mammonistisch gerichteten Auffassung paßte ein Monarchismus und eine Monarchie sehr gut, die als rationellste Versicherungsprämie für bevorzugte wirtschaftliche Stellung angesehen werden konnte und die dem politischen Prinzip der Macht die des der wirtschaftlichen Eroberung zugesellte. So ist es erklärlich, wie gerade in den Reihen der Großindustrie monarchische Strebungen unterstützt wurden. Man fand in den Ideen „vom Herr im Hause“ und denen in der Politik eine gesellschaftliche Affinität, eine Wahlverwandtschaft, die sich monarchisch, unter Umständen auch absolutistisch, glossieren läßt. Die wirtschaftlich Potenten ersehen in der Monarchie ihr ins Politische übertragenes Ebenbild. Mit der **weltanschauungsmäßigen Anerkennung des monarchischen Führergedankens** hat das nichts zu tun. So ist es zu verstehen, wenn ein Führer der rechtsstehenden Parteien erklärt, man trete zwar für die Wiedererrichtung des alten Kaisertums ein, aber „man denke nicht daran, alle 22 deutsche Dynastien wieder einzusetzen“. Das sind die Monarchisten von heute. Alles wird moduliert durch das persönliche Interesse. Als ein brandenburgischer Kurfürst die adeligen Wegelagerer hinrichten ließ, schrieben sie ihm an die Schloßtür: Joachim hüte di, kriegen wir di, hängen wir di. Da einen „Kaiser“, einen „Monarch“ als Geschäftsträger und Sachverwalter kapitalistischer und großindustrieller Interessen läßt man sich gefallen. Und wenn Wilhelm II nicht darauf eingeht, darf es auch ein anderer sein. Der Monarch ist nur die Umschreibung für den „starken Mann“, den man braucht, um die Proleten niederzuhalten. **Ein christlicher Konservatismus hat mit diesem Monarchismus nichts gemein.**

Als das Volk Israel der Theokratie abwendig wurde, sagten sie zu Samuel, „gib uns einen König, wie alle Heiden haben, damit er vor uns herziehe im Krieg“. Diese alten Israeliten waren das vorgeschichtliche Pendant zu den „Monarchisten“ von heute. Hier wie dort braucht man den König, damit er bestimmten Interessen diene: Krieg und Eroberung. Samuel gab dem Volke den König,

aber, er stellte ihn unter Gottes Gesetz und Gottes Gnade. So wurde die Institution geadelt, wie jede Einrichtung geweiht und geadelt werden kann, wenn sie vom Geiste Gottes erfüllt ist und regiert wird, auch jener „erste König“, von dem es in Voltaires „Mérope“ heißt, daß er ein „glücklicher Krieger gewesen wäre“. Es ist darum ein tiefes Wort, das vom „Gottesgnadentum“, in dem sich nicht etwa absolutistischer Hochmut ausdrückt, sondern christliche Bescheidenheit, nicht nur vor den Menschen, vor dem Recht, vor dem Gewissen, sondern noch in ganz besonderer Weise vor Gott verantwortlich zu sein, genau in dem Sinne, in dem der Apostel Paulus das Wort gebrauchte: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Jede Einrichtung kann geadelt werden. Auch die Republik. Wenn der deutsche und christliche Konservative aus seinen Grundanschauungen heraus Monarchist ist, so braucht er deshalb der Republik nicht feindlich gegenüberzustehen. Auch die Republik ist ein legitimes Gefäß göttlicher Ordnung und weltlicher Politik.

Friedrich Julius Stahl, der grundsätzlichste aller Konservativen und Monarchisten, hat sich in seiner „Staatslehre“ ganz unzweideutig nach dieser Richtung hin ausgesprochen. Er sagt darüber im Abschnitt über die „Republik“: „Die Monarchie ist die natürliche, die normale und in ihrer vollen Ausbildung auch die höher geartete Verfassung. Die Republik ist nur ausnahmsweise der Beruf bestimmter Staaten. Aber sie ist nicht minder nach Gottes Ordnung zulässig, nicht minder rechtsbegründet und, wo ein Staat diesen Beruf hat, nicht minder eine heilsame und der monarchischen ebenbürtige Verfassung.“

Stahl hat mit diesem Satz in seiner grundsätzlichen Weise das ganze Problem festgelegt. Hat das deutsche Volk einen Beruf zu dieser Republik? Die große Mehrheit des Volkes bejaht die Frage und hat sich gleichzeitig die neue Form der Ordnung geschaffen. Damit bleibt auch dem christlichen Konservativen und grundsätzlichen Monarchisten nichts anderes übrig, als in der neuen Form staatlicher Ordnung positiv zu arbeiten. Diese Ordnung gewaltsam umstürzen zu wollen, verhindert seine sittliche Auffassung, denn sie wäre ohne einen neuen Bürgerkrieg nicht möglich. Der aber muß vermieden werden, denn er wäre die Vereinigung des

Unheils. Unsere Aufgabe ist mitarbeiten Sollte sich in der G e s i n n u n g des deutschen Volks eine Umänderung dahin zeigen, daß der Gedanke von der Notwendigkeit königlicher Führung wieder Platz greift — nicht der Gedanke eines ad hoc = Monarchismus, der Geschäfte zu besorgen hat —, dann wird sich dies Volk die monarchische Staatsform mit dem gesetzlichen Mittel der Abstimmung, das ihm jederzeit zur Verfügung steht, wieder verschaffen. Ohne diese Gesinnung geht es nicht Die ist aber zur Zeit nicht vorhanden, auch bei den meisten von jenen nicht, die das Wort Monarchie im Munde führen, aber zu dem großen sittlichen Gedankeninhalt ihres Wesens keine Distanz gefunden haben Wer die Idee des christlichen Konservatismus vertritt, wird von dem politischen Spekulantentum unserer Tage, das die Idee aus Parteirücksichten veräußerlicht, abrücken Es sind die Gesinnungsgenossen jener Juden des Alten Testaments, die zu Samuel sagten: Gib uns einen König, wie alle Heiden haben, d a m i t e r v o r u n s h i n z i e h e i m K r i e g Wir aber wollen den F r i e d e n.

Nationalgefühl und Nationalismus

Der Philosoph Fichte gilt in Deutschland und darüber hinaus als der Philosoph des Nationalen und im weiten Sinn des Nationalismus. Auf ihn berufen sich diejenigen, die die Vaterlandsliebe zu einem philosophischen System des Nationalismus, d. h. der nationalen Expansion, ausgebildet wissen wollen. Diese Systematiker sind in allen Ländern und bei allen Völkern anzutreffen und sie sind verständlich in einer Zeit politischer und menschheitlicher Entwicklung, in der das Einzelindividuum in seinem sozialen, wie in seinem staatlich-wirtschaftlichen Gesamttum auf ein höheres Podium der Selbständigkeit gehoben wird. Ein Volk von entwickelten, gehobenen Einzelpersönlichkeiten hat mehr Selbstbewußtsein, als eine Gemeinschaft von Individuen, die in herbster Not der alltäglichen und der politischen Gebundenheit den Daseinskampf bewältigen muß. Aus diesem Selbstbewußtsein entwickelt sich nationales Gefühl, der Stolz auf das eigene Volk. Und so kann es nicht wundernehmen, wenn die Philosophie sich dieser Erscheinung bemächtigt und sie dem ganzen Komplex des Ethischen und des Erzieherischen einzureihen versucht. Die Philosophie hat das mit einem gewissen Widerstreben getan, wohl weil sie sich instinktiv bewußt war, daß hier für den reinen Idealismus Fußangeln liegen, in der das rein Menschliche zur Kürzung kommen könnte. Auch Fichte war nicht immer der Nationalist, der mit zugreifendem Behagen und schürfender Gründlichkeit das Nationale zu einem Schema erobernden Egoismus erweiterte. Er hat ganz im Gegenteil gar oft auf nationale Strebungen mit der Geringschätzung des humanistischen Weltbürgers herabgeblickt. Noch im Jahre 1805, vor dem Zusammenbruch Preußens und Deutschlands, hat Fichte als Vaterland des Europäers denjenigen Staat bezeichnet, der auf der

„Höhe der Kultur" steht und erläuternd dazu bemerkt: „Mögen dann doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Fluß, dem Berg ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben." Das klingt nicht „national" und ist mit dem späteren Fichte — ich habe in der „Konservativen Zukunftspolitik" eine ausführliche Darstellung seines aggressiven Nationalismus gegeben — nur schwer vereinbar. Wie in so vielem, fällt Fichte auch hier aus einem Extrem ins andere. Der Kritiker unserer Tage wird sich darauf zu besinnen haben, inwieweit aus beiden Anschauungen Bausteine für eine besonnene Philosophie des Nationalen zu nehmen sind.

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der extreme Nationalismus, der als Prinzip der Eroberung unsere Zeit beherrscht, ein Grundübel der Epoche ist, aus dem zu einem guten Teil die Strebungen zum Weltkrieg erwuchsen. Darum heißt es hier in besonderer Weise vorsichtig sein und die Idee des Nationalen unter christlich-ethische Gesichtspunkte zu bringen und den Gedanken des Vaterländischen auf seine eingeborene Formel zurückbringen, ihn gleichermaßen vom nationalistischen Beiwerk zu befreien.

Was der Fichte von 1805 mit den verächtlich geschürzten Lippen des Weltbürgers von „Erdscholle, Fluß und Berg", als den Merkmalen des Bürgers vom „gesunkenen Staat" aussagte, ist psychologisch die Wurzel der Vaterlandsliebe, die sich auf der Liebe zur Heimat, zur engeren Umgebung, zur Familie aufbaut. Heimatsliebe ist ein erworbenes Gut aus der Umgebung der Bodenständigen, ein Gemütswert, der nicht angeboren, vielmehr aus dem konservativen Beharrungsvermögen des Milieus in Herz und Gemüt erzeugt wird. Es sind rein menschliche Eigenschaften der Seele — jedem inhärent —, die auf das Verbundensein mit „Erdscholle, Fluß und Berg" reagieren. Der Zauber der Heimat gehört zu jenen Imponderabilien, die in ihrer Auswirkung realistischer sind, als die sogenannten positiven Werte. Es ist geradezu erstaunlich, daß der Denker Fichte an diesen Imponderabilien so geringschätzend vorübergehen konnte. Wenn er uns nur wenige Jahre später zum Zeugen eines ausschweifenden Nationalismus macht, der mit dem Chauvinismus alle wesensverwandte Züge auf-

zeigt, so wird man gewisse Bedenken gegen die ganze Fichtesche Art, philosophisch zu begründen, nicht unterdrücken können. Ein Mann, der sich hinsichtlich der Gemütswerte, die jeder normalen Natur verständlich sind, solchen Täuschungen hingeben kann, wird als Psychologe, auch als nationalistischer, nur vorsichtig einzuschätzen sein.

Die Heimatliebe geht vom Heim aus, von der Familie, von der unmittelbaren Umgebung, von dem ganzen Ensemble von Tönen und Farben des Landschaftlichen, vom Wald, Acker, Flur, Nachbarschaft, von der Zärtlichkeit der Mutter so gut, wie von jener des Waldes, dem Gesang des Vogels, von der Stimme des Gespielen, vom Erdgeruch der unmittelbaren Umgebung des Ganzen. Rasse und Blut haben damit nichts zu tun. „Die Luft macht eigen“, sagt ein süddeutsches Sprichwort. Wenn zu diesem Ensemble gemütsbeeinflussender Faktoren der täglichen Umgebung und Gewohnheit etwa ein Neger gehört, so wird er von der Seele mit der gleichen Brunst der Heimatliebe umfaßt, wie alle anderen lebendigen Faktoren des Milieus. Unvergeßlich sind diese Eindrücke aus der Jugend und aus dem Training der Gewohnheit, in das Verstand, Gefühl, Empfindung, Phantasie kommen werden, wenn sich die ersten Lebensprozesse abspielen. Diese Eindrücke bleiben und werden zu einem festen Kapitel der Erinnerungsfähigkeit, die ganz autonom einsetzt, wenn in späteren Lebenslagen Erscheinungen eintreten, die mit denen des Gedankens wahlverwandt sind. Einen Generalnenner erhalten alle diese Empfindungswerte, wenn der Schoß der Familie sich als ein besonderes Bette behaglichen Werdens erwiesen hat. Vater, Mutter, Geschwister, Verwandte, Nachbaen, Sippe — sie erweitern den Zauberbann der Gemütswerte schaffende Faktoren, die in dem Sammelbegriff der Heimat eine Zentralstätte finden und als Liebe zu dieser Heimat eine schaffende Kraft der Seele bilden.

So ist Vaterlandsliebe erweiterte Heimatsliebe. Die engere Heimat, die Familie mit Nachbarschaft, Verwandtschaft und Sippe, überträgt sich auf die weitere Heimat, auf das Vaterland, als der Gemeinschaft der Gleichgearteten, bei denen die nämlichen Bedingungen familiärer, sozialer, sprachlicher, landschaftlicher Art vorhanden sind. Wenn wir unter Fremden im freien Ausland den

Laut der Muttersprache hören, so zaubert uns dieser mit einem Schlag die ganze Reihe all der Empfindungen, Gefühle, Erfahrungen, Erinnerungen in die Seele, die wir „daheim" so oft erlebt haben; der Zauber der Heimat hat uns gefangen genommen. Fichte war wohl nie im fremden Land, so daß er es nicht empfunden hat, was es heißt, an heimische Erdscholle, Berg und Fluß, an Vaterhaus und Mutterliebe, an Jugendfreundschaft und Kameradschaft erinnert zu werden. Das sind Hochstimmungen der Seele, die mit der Gewalt eingeborener Kraft machtvoll in uns tönen. Das ist der Urstoff Heimatliebe, aus dem sich Vaterlandsliebe und nationale Gesinnung aufbauen. Aus Heim und Familie allein kann Vaterlandsliebe erstehen. So hat der Mensch für das Vaterland nur insoweit und insofern Liebe und Sympathie, als **das Vaterland die erweiterte Familie ist, als wir im weitesten Sinne ein Volk von Brüdern sind.**

Der Nationalismus unserer Tage — auf den Unterschied von Nation und Volk braucht hier wohl nicht eingegangen zu werden — macht aber aus dieser Vaterlandsliebe ein anderes Gebilde. Ehrsucht, Ruhmsucht, Egoismus, Eroberungsluft — nationale Expansion, sagt man vornehm dazu — vermischen sich mit den natürlichen Trieben und Instinkten. Man begnügt sich nicht damit, das Vaterland, die Heimat zu lieben, für sie einzutreten, man macht aus der Heimatliebe ein politisches System, was gewiß seine Berechtigung hat, denn die Wahrung der Interessen der Heimat erfordert politische Arbeit. Aber das politische System wird überspannt, man mischt ihm einen Ehrbegriff bei, der vor sittlicher Wertung nicht bestehen kann. Die Nation ist nicht mehr eine anthropologische Sparte der allgemeinen Menschheit, eine Spezialund Artausgabe des Menschheitlichen überhaupt, die Nation erscheint als das Primäre, als das ausschließlich Zweck- und Endbestimmende, als ob es eingeborenes menschheitliches Entwicklungsprinzip sei, daß die Menschheit in sich feindlich gegenüberstehenden Nationen zerfallen **müsse**. So erscheint dann die Nation als der höchste Inbegriff des spezifisch Menschheitlichen und die immer schärfere Herausbildung des Nationalen als Endzweck der Kultur Die Nation wird alles in allem.

Das ist eine Auffassung, die mit der universalen christlichen

im Widerspruch steht. Die Menschheit ist im christlichen Sinne eine geistige und körperliche Einheit; was wir als Nation feststellen, ist Varietät des an sich einheitlichen Prinzips, herausgeboren aus dem Grundsatz der Mannigfaltigkeit, der das Kosmos beherrscht. Aber diese Mannigfaltigkeit braucht nicht zur Feindschaft der unter dem biologischen Gesetz stehenden Varietäten zu führen. Das liegt nicht in der Absicht des Schöpfers. Dieses ist für den Christen ganz klar, sie geht auf das Ziel des „einen Hirten und der einen Herde“, wer dies leugnet, ist kein Christ. Wenn diese Entwicklung bis jetzt nicht so war, wenn sie im Gegenteil auf eine Vertiefung und Verewigung der Feindschaften zwischen den Gliedern des einheitlichen menschlichen Körpers hinausging, so war sie eben eine falsche, widermenschliche und das Christentum mit seiner universalen, die Weltenentwicklung beherrschenden Ethik hat die Aufgabe, aus der falschen Entwicklung eine rechte und geistige zu machen. Nicht sollen die Nationen beseitigt werden — die menschliche Mannigfaltigkeit kann im wunderbaren Gotteskleid der Natur ebenso bestehen, wie die andere — aber aus dem Haß und Vernichtungswillen der Nationen gegeneinander, den man noch sein philosophisch präpariert als Lebensgesetz, soll ein Verstehen und Verständigen, ein gemeinsames Arbeiten am Zustandekommen einer höheren menschlichen Kultur entstehen. Wenn der Kampf ums Dasein mit tödlichem Ausgang ein Gesetz für die unteren Regionen des Kosmischen zu sein scheint, so braucht das durchaus nicht für die Menschheit zu gelten, es sei denn, daß man den Begriff des Nationalen im Sinne der chauvinistischen Ethik ausdeutet, wie dies in Deutschland von dem darwinistisch und nietzscheanisch gewordenen Alldeutschentum geschieht.

Hatte es bisher den Anschein, als ob das Gesetz der brutalen Vernichtung statt der Verständigung die Beziehungen der Völker untereinander „regelte“, so soll das eben in Zukunft anders werden. Joh. G. Herder war kein positiver Christ in unserem Sinne und doch sagte er:

„Immer mehr muß sich die Gesinnung verbreiten, daß der ländererobernde Heldengeist nicht nur ein Würgengel der Menschheit sei, sondern auch lange nicht die Achtung und den Ruhm

verdienen, die man ihm aus der Tradition der Griechen, Römer und Barbaren her zollte"

Und sogar Eugen Dühring, der als Antisemit und Nichtchrist außerhalb aller Verdächte ist, sagt:

„Als Roheit verschlechtert jeder Krieg die Sitten auch für die Friedenszeit; er vermehrt die Brutalität und Frivolität; er hegt und pflegt den grundsatzlosen Übermut und nährt die Neigungen zum Aberglauben, zu frecher Gewalttat und zur schamlosen Hinwegsetzung über die Gerechtigkeitsrücksichten"

Um wieviel positiver muß erst die Stellung der Christen sein Man sage nicht — wie oft muß man dies aus frommem Munde hören — Krieg wird sein, weil die Menschheit in Sünde ist Gewiß ist sie das Aber die christliche Sittlichkeit und Verpflichtung weist darauf hin, die Sünde zu überwinden, den Willen zur Überwindung tätigen „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", heißt es im Evangelium Und Christian Fürchtegott Gellert, der fromme Liederdichter, singt. „Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille: ich soll vollkommen sein, wie er. Je mehr ich dies Gebot erfülle, stell ich sein Leben in mir her" Es muß eine aufsteigende Linie in unserer sittlichen Entwicklung geben und wenn wir auch die Vollendung nicht erreichen, so muß doch das Streben zu ihr vorhanden sein

Der Weltkrieg war eine Mahnung an die Menschheit: mit dem Christentum ernst zu machen Und Aufgabe der deutschen christlichen Konservativen muß es sein, diesem kategorischen Imperativ des Evangeliums zu genügen Der Pazifismus und der Völkerbund sind darum vom christlichen Standpunkt aus nicht als lächerliche Afanzereien zu behandeln, sondern als ideale Forderungen, die verwirklicht werden sollen.

Soll diese Verwirklichung eintreten, so muß eine Gesinnungsumbildung einsetzen, die vor allem mit der falschen Einstellung des Nationalen im Reiche der sittlichen Ideen aufräumt Das Nationale muß seine Bedeutung als Liebe zum eingeborenen Bodenständigen behalten und darf nicht zum politischen System der Volksüberhebung und Volksvergottung umgebogen werden Das Natio-

nale kann nicht das Primäre und Absolute in der politischen Ethik sein, von dem aus alles reguliert und gestaltet wird, das Nationale kann nur sein Objekt der Versittlichungsbestrebungen, die auf die Harmonisierung alles Menschlichen hinauslaufen. In dieser Einschränkung des Nationalen auf den ihm vom göttlichen Willen gegebenen Rahmen, das Eingeborene und Erdgeborene des Heimischen und Heimatlichen zu einer unversiegbaren Quelle der Gemütsbildung zu machen, liegt eine Gewähr gegen die heidnische Überspannung des völkischen Begriffes, aus der zahllose Kriege der Vergangenheit entstanden sind.

Es ist eine der bedenklichsten Begriffsverwirrungen der Zeit, daß gerade der Konservatismus als das eigentliche und schaffende Agens des Angreifend-nationalistischen betrachtet wurde. An sich ist diese Einstellung begreiflich und sie gereicht dem Konservatismus zur Ehre, weil man annimmt, daß keine politische Lehre so eindringlich das ideale Staats- und Volksinteresse wahrnimmt, wie eben die konservative. Die Auffassung trifft aber den Kern der konservativen Weltanschauung nicht, der, wie im vorhergehenden ausgeführt wurde, auf die positive christliche Weltanschauung als einem notwendigen Akkomodationsgrundsatz hinweist, wenn der Konservatismus als politisches und soziales Prinzip nicht dem Absolutismus und der ethischen Erstarrung verfallen soll. Es wird die wesentlichste Aufgabe des zukünftigen Konservatismus sein müssen, alle seine Disziplinen durch das Christliche beherrschen zu lassen. Das wird sich in besonderem zu zeigen haben in der Befruchtung der nationalen Idee durch die christliche.

Der Militarismus und der Leutnant

Der Krieg hat den Zusammenbruch des deutschen Militarismus gebracht Es gibt immer noch ernsthafte und charaktervolle Männer in Deutschland, die es als eine Verletzung ihrer heiligsten Gefühle empfinden, wenn man von der Notwendigkeit einer Überwindung des deutschen Militarismus spricht, der ja im Grunde wohl ein preußischer ist

Es ist nicht leicht, die Wurzeln des Militarismus aufzudecken, und fast noch schwerer ist es, ihn kulturpolitisch zu werten, so leicht es wieder anderseits ist, darzutun, wie er die alte deutsche Mentalität, die Sinnesart des deutschen Menschen, sozial zu denken, die Kluft der Stände und Schichten durch Solidaritätsgefühl zu überbrücken, verdorben hat

Militarismus hat nichts mit der Forderung nach Wehrhaftigkeit des Volks zu tun Wehr und Waffe wird allzeit beim deutschen Volksgeist und beim deutschen Volkstum sein Wie der Mann sich wehrt, so wird er geehrt — der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte; hiermit ist klar das Wesen deutscher Wehrhaftigkeit ausgedrückt Das Volk braucht die Waffe, um sich zu verteidigen, sich vor Angriffen zu schützen, seine Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren Auch wenn der Völkerbund eine Tatsache werden sollte, was wir als Christen hoffen, wäre es falsch, die Erziehung des Volks zur Wehrhaftigkeit zu vernachlässigen Auch die Waffe ist ein Pflugeisen, mit dem unter Umständen auf dem Weltboden Furchen gezogen werden müssen Je weniger es geschieht, desto besser wird es sein; aber in dieser Welt des Irrationalen ist es eine Forderung der Vorsicht, gewappnet zu sein, um dem Bösen zu widerstehen So ist die Wehrhaftigkeit auch eine christliche Forderung an die Nation und die Waffe soll als

ultima ratio das Recht und die Gerechtigkeit, Freiheit und Unabhängigkeit schützen.

Der Militarismus ist die Überspannung des Prinzips der Wehrhaftigkeit und eine Umbiegung zu einem Mittel des Angriffs und der Eroberung. Er bedeutet die Unterordnung der sittlichen Sinnesart unter die Idee der Gewalt; die Wehrhaftigkeit wird zu einem beweglichen Mittel des Angriffs und der Eroberung, sie wird gewandelt aus einem Mittel ruhender Kraft in ein solches der selbstherrlichen Tat. Der Militarismus hat zu aller Zeit existiert; schon manchmal hat man geglaubt, er sei überwunden, aber immer wieder hat er sein Haupt erhoben. Und das ist nicht zu verwundern. Das radikal Böse im Menschen strebt immer nach Projizierung seiner Kraft im Bereiche der Menschheit: Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Das aber ist doch der Entwicklungsgang der Menschheit im Sittlichen: es soll aus dem Gebiet des Esoterischen, des Innerlichen, der privaten persönlichen Sittlichkeit auf die Gestaltung des Exoterischen, der Welt und Menschen und ihren sittlichen Beziehungen untereinander, ein Einfluß in der Richtung der zunehmenden Heiligung des menschlichen Tun und Handelns erreicht werden. Das ist Maxime des Christentums unter allen Umständen. Die Christen werden somit unbedingt zur Verwirklichung des christlichen Ideals des Weltfriedens grundsätzlich mitarbeiten müssen; ihre Aufgabe ist es zumindest, diese Wege zu gehen, unbeschadet der Annahme, daß das Ziel vollkommen wahrscheinlich nicht zu erreichen ist. Der Christ muß als höchstes sittliches und Kulturziel im Auge haben: die restlos durchgeführte Christianisierung des menschlich Triebhaften. Daran darf doch kein Zweifel haften.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen im sittlichen Vorstellungskreis der deutschen Welt, daß gerade diejenigen Schichten des Volks, die nach ihrer religiösen Art berufen erscheinen, dem Militarismus und seiner Macht zu mindesten kritisch gegenübertreten, sich zu Lobrednern und Anhängern militärischer Anschauungsweise ausgebildet haben. Ein Beweis dafür, was Suggestion vermag und die Einstellung moralischer Begriffe auf die Lehre von den nationalen Notwendigkeiten.

Ganz anders ist dies im „germanischen" Ausland. Es soll

nicht von Holland, Dänemark und Skandinavien geredet werden, aber an England und der Union darf man nicht vorbeigehen. Wer sich in England und Amerika umgesehen hat, weiß, daß eine spezifisch militaristische Denkweise dort nicht existiert, insbesondere ist der Amerikaner der Meinung, daß Pazifismus und Christentum sich decken. Er hält den Deutschen für unchristlich, weil er an ihm eine rohe Freude am militärischen, am erobeen wollen zu entdecken glaubt, er hält die Art, wie in Deutschland das ganze öffentliche und private Leben von militärischen Einflüssen und Betrachtungsweisen durchtränkt ist, für eine widerchristliche und gibt dem überall Ausdruck. Auf Amerika, wie auf das übrige Ausland, wirkte das Trompetengeschmetter unserer Militaristen und Alldeutschen über Imperialismus und Welteroberung aufreizend und verminderte das Maß von Sympathie, das uns bereitet war, von Jahr zu Jahr. Am 2. September 1870 flaggten New York und alle großen Städte der Union. Man feierte den Zusammenbruch des napoleonischen Cäsarismus. Zu jener Zeit war Frankreich der Militarist, Napoleon der Eroberer, die französische Politik die imperialistische. Das sie überwunden wurde, freute den Amerikaner, weil seine Denkart auf Weltfrieden gerichtet ist und weil seine Forderung des praktischen Christentums den Pazifismus bedingt.

Nun aber trat in der amerikanischen Anschauung im Laufe der Jahrzehnte Deutschland immer mehr als der Träger des Militarismus und des Imperialismus hervor. „Noch ein solcher Sieg und die Welt gehört den Germanen“ deklamierte der Halbfranzose Felix Dahn und alle Männergesangvereine von Königsberg bis Konstanz sangen diese Eroberungsweise, die im Empfinden der Sänger und der Hörer allmählich ihren geschichtlichen Charakter verlor und als ein Posten politischer Aktualität in die Gegenwart eingestellt wurde. Dazu die deutsche Überhebung und Überschätzung, die, gerade weil sie in naiven Formen ausgeübt wurde, unmittelbar und überzeugend wirkte. So wurde in Amerika allmählich Militarismus, Eroberungspolitik und Alkoholismus auf eine Stufe gestellt. Als nun der uneingeschränkte U-Bootkrieg kam, da galt das dem Amerikaner als eine klare Bestätigung alles dessen, was Berufene und Übelwollende seit Jahren über den deutschen Geisteszustand ausgesagt hatten.

Es geht nicht an, das Urteil der Welt, des Auslands, mit Bemerkungen, wie Neid und Mißgunst abzutun. Was unsere chauvinistische Literatur hier gesündigt hat — ich habe in meiner „Zukunftspolitik" darauf hingewiesen —, müssen wir jetzt mit Abhängigkeit und Milliardenzinsen zahlen.

Der deutsche Militarismus war eine Realität. Was er typisch bedeutet, läßt sich am besten an Beispielen seiner literarischen Auswirkungen zeigen. Am 25. Januar 1913, also vor dem Krieg, schrieben die „Alldeutschen Blätter" über Friedrich II. von Preußen: „Stolz bekennt der alternde König bei der Überarbeitung seiner Geschichte der beiden schlesischen Kriege, daß jugendliche Eroberungslust ihn zum Einfall in Schlesien mitten im Frieden bewog. **Nicht die Rechtmäßigkeit** seines zweifelhaften Erbanspruches, sondern der Gedanke an die Vergrößerung seines Staates, ja, **die wirkliche Ruhmsucht veranlaßten ihn zum Friedensbruch, zum kecken Angriffskrieg, wofür das deutsche Volk ihm noch heute Dank weiß**, obwohl er noch keine nationalen Zwecke wie wir, sondern bloß preußisch praktische verfolgte. Er schwärmte noch für die „deutsche Freiheit" des Fürstenstandes, und sein bester Verbündeter war der französische Erbfeind, dem er 1744 das Elsaß und das eben erst geraubte Lothringen rettete." Ich weiß nicht, ob die „Alldeutschen Blätter" mit der Charakteristik des „alternden Königs" recht haben, denn das angezogene Werk steht mir nicht zur Verfügung. Ich möchte es fast bezweifeln, daß der König sich so geäußert hat, denn wer ihn aus seinem Anti-Machiavell kennt, weiß, daß er ein Gegner des Angriffskrieges war. Doch lassen wir das dahingestellt sein, der Alte Fritz ist uns kein Lektor für das Christlich-Sittliche in der Politik. Der Geist, der aus dem Artikel der „Alldeutschen Blätter" spricht, das ist der Geist des echten, unverfälschten Militarismus, mit dem die Seele unseres Volks vergiftet wurde.

Wenn die Alldeutschen, deren Ethik sich zugestandenermaßen — vergleiche das Quellenmaterial in meiner „Konservativen Zukunftspolitik" — auf der Idee des heidnischen nationalen Heroismus aufbaut, das deutsche Volk hat das eingeborene Recht, sich über andere zu erheben, andere Völker zu beherrschen — solche Thesen aufstellen, so geschieht das in logischer Verfolgung ihrer grund-

sätzlichen Anschauungen Volk und Rasse sind alles in allem. Es gibt nichts höheres in der Welt, als das Volk, mit ihm zu streben, zu leben, zu herrschen ist das einzige, was dieses Leben lebenswert macht; nur die Idee zur Herrschaft adelt ein Volk, „hinter" dem Volk steht das „Nichts", die ewige Leere, günstigstenfalls ein Versinken des Selbstbewußtseins im vollkommenen Unbewußtsein, eine ästhetisch philosophische Verbrämung des Nirwana. Es ist klar, ein Mensch, hinter dem sich das „nichts" auftut, muß entweder nach sozialistischem Rezept das Paradies auf Erden erstreben, oder, wenn er zu den „glücklich Besitzenden" gehört, erstrebt er das Ideal des völkischen Heroismus, der dem Volk und den Einzelnen in dieser Welt die Rolle des Helden zuspricht, der über die andeen triumphiert und den erschlägt, der ihm im Wege steht: der nietzscheamisch empfundene deutsche Siegfried, wie er dem Göttervater den weltbeherrschenden Speer zerschlägt.

Die Umwelt hat dies neue germanische Dogma wohl vernommen und als der Krieg ausbrach, urteilte man, nun soll die Probe auf das deutsche Exempel des Militarismus gemacht werden.

Hat der Militarismus uns die Welt zu Feinden gemacht, so hat er auf die Psyche des deutschen Volks, auf seine Sinnesart, geradezu verheerend gewirkt. Die ganze deutsche Gesellschaft steht in ihren sozialen Gewohnheiten unter dem Einfluß des deutschen Leutnants. Es gab allmählich in Deutschland nur noch ein Ideal: Leutnant zu werden. Der Leutnant war die Visitenkarte, die alle Eingangstüren öffnete. Mit dem Leutnant gewann man Macht, Ansehen, gesellschaftliche Zuständigkeit, berufliche Förderung. Wer nicht Reserveleutnant war, wurde nicht für voll genommen. Wissenschaftliche, bürgerliche, private Leistungen erhielten den Nenner der Zuständigkeit erst, wenn der Leutnant unter den Namen das Siegel der Legitimität setzte. Selbst die deutsche Wissenschaft, die sich aus den vormärzlichen Tagen bis in die neue Zeit ihren großen Namen rettete, mußte vor dem Leutnant die Segel streichen. Der Leutnant wurde zur deutschen Idiosynkrasie. Selbst Süddeutschland, das sich einen Rest unmittelbarer Empfindungen für bürgerliches Selbstbewußtsein bewahrte, erlag dem Filmzauber der Epaulettes.

Als ich im Jahre 1913 wieder nach meiner Heimat Karlsruhe kam, stellte sich in der ersten Woche bei mir ein bekannter

Pfarrer ein, mit dessen verstorbenen Vater mich herzliche Freundschaft verband, die auch auf den Sohn überging. Ich wußte, daß der Pfarrer in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen war. Um so erstaunter war ich, als er mich bat, ich möchte ihm helfen, daß sein ältester Sohn, der Theologie studierte, doch Offizier werden könnte. Das sei nun einmal sein Ideal und Traum. Bei meinen guten Beziehungen zu norddeutschen vermöglichen Adeligen sei es mir gewiß ein leichtes, Unterstützung zu erhalten. Ich traute meinen Ohren nicht und wies darauf hin, daß der Leutnant doch kein Pfarrersideal sei; es sei doch rühmlicher, christlicher, menschlicher als Pfarrer für das Evangelium zu wirken, als Erzieher des Volks, als Prediger und Lehrer, denn als Leutnant die Schar der Allzuvielen zu mehren. Doch der Pfarrer war keinem Einwand zugänglich; sein Sohn habe dies Ideal nun einmal im Herzen und man erfülle doch gerne den Wunsch seiner Kinder. Ich lehnte jede Unterstützung ab, zumal ich wußte, daß mich die „norddeutschen Parteifreunde“ einfach auslachen würden, wenn ich mit derartigem Anliegen vor sie käme. Der Pfarrersohn hatte nur noch zwei Semester zu studieren; er hätte also dem Vater bald eine Hilfe zur Bewältigung, oder doch zur Verminderung seiner großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten werden können. Alle diese Darlegungen wirkten nicht. Der Pfarrer fand richtig Leute, die dem Sohn die Mittel aufbrachten, daß er Offizier werden konnte. In den ersten Monaten des Kriegs fiel er einer französischen Kugel zum Opfer. Nun hatte der Vater keinen Sohn mehr und zu den alten wirtschaftlichen Lasten neue.

Eine junge Dame meines Bekanntenkreises verlobte sich, sie machte mit ihrem Verlobten Besuch; auf der Karte des Bräutigams stand: N. N. Leutnant der Reserve. Ich frug den jungen Mann: haben Sie keinen Beruf? Natürlich hatte er einen solchen, er war Chemiker. Den unterschlug er auf der Visitenkarte, um sich in der neuen Glorie des Leutnants zu zeigen.

Ein altwürttembergischer hochangesehener Mann aus der Industriewelt, Träger eines wissenschaftlichen Namens, der durch die Jahrhunderte einen Klang hat, läßt seinen Sohn Leutnant werden, „weil er es ja wünscht“. Mein Hinweis auf die kulturgeschichtliche Marke seines Namens und seiner glänzenden Vergangenheit

vermag keinerlei Resonanz dafür auszulösen, das hier ein „noblesse oblige“ vorläge um der Wissenschaft willen, die doch mehr für Kultur und Ansehen eines Volkes und einer Familie zu bedeuten habe, als der verwehende Glanz einer Offizierslaufbahn. Man könnte auf wunderbare Erscheinungen dieses sozialen Ausleseprozesses hinweisen, der kein höheres Ziel kennt, als Leutnant zu sein, auf jenen Mann in den rechtsstehenden Parteien im Nationalparlament, Sohn eines Mannes, der als Wissenschaftler und als Philanthrop die Welt mit seinem Ruhm erfüllte. Man sollte meinen, Respekt vor dem Vater und seinem Wirken, Respekt vor der Wissenschaft, die dieser Vater repräsentiert, hätten es dem Sohn als ein Gebot vornehmster Familientradition erscheinen lassen müssen, den Fußtapfen des großen Vaters zu folgen — beileibe nicht, Leutnant bei der Kavallerie, höher geht's nicht

Hier ist ein Unteroffizier, möglicher Aspirant für die Offizierslaufbahn; er schimpft und wettert gegen den Hochmut der Leutnants, die durch Anmaßung, Kastengeist und unvornehme Behandlung der Mannschaften den Sozialdemokratismus im Heere großziehen. Der Mann wird wirklich Offizier. Er ist wie umgewandelt. Was er einst betadelte, übt er jetzt selbst: im ganzen Regiment gibt es keinen hochmütigeren Gesellen.

Da ist der Schauspieler X. Er wirkt in der Operette mit und spielt in der „schönen Helena“ den Menelaus; er versteht sich so zu erniedrigen, daß die Galerie platzen will vor Lachen. Ein seltsames Mißgeschick macht im Krieg den Mann zum Leutnant. Das wirkt Wunder. Der Mann, der den „ä Bäh“-Ton der Offiziere mit h[?]erfüllter Ironie glossierte und nachäffte, macht die Imitation zur ständigen Marke seines Benehmens, redet hochmütig davon, daß die Plebs in Preußen nicht das allgemeine gleiche Wahlrecht brauche und daß der „Herr im Hause“ die logische Erscheinung eines natürlichen Wirtschaftssystems sei. Die Frau des ehemaligen Schauspielers — aus gut bürgerlichem Hause stammend — die so oft über die anarchistischen Redeformen des Gemahls entsetzt war, kann nicht genug den Kopf schütteln über die Wandlung des Gatten, der ihr jetzt viel mehr imponiert denn früher, da er die „Kanaille“ auf dem „Olymp“ für 80 Pfennig pro Person zum Lachen brachte.

Bei meiner Reise an die Westfront in Belgien konnte ich über die Wirkung der Weltherrschaftsgeste des Leutnants meine besonderen Studien machen. Daß der Belgier, der Bürger des „freiesten“ Landes der Welt, in dessen Land man eingedrungen war, die schneidige militärische Vorherrschaft, die sich bis auf die Art des Gehens auf den Bürgersteigen erstreckte, besonders scharf empfand, ist einleuchtend. Aber nichts geschah, um den Ton der Soldaten den überlieferten geschichtlichen sozialen Formen anzupassen. Das nur nebenbei.

Auf dem Paßbureau — ich mußte zur Einreise in die eigentliche militärische Zone eine besondere Erlaubnis erwirken — lernte ich einen verwundeten Vizefeldwebel kennen, der den Verkehr zu regeln hatte. Aus dem Gespräch ergab sich, daß er, der Sohn aus evangelischem Pfarrhause, Student, sich freiwillig bei den Fliegern meldete, als der Krieg ausbrach. Im Dienste wurde er ziemlich schwer verwundet, so daß eine weitere militärische Karriere ausgeschlossen war. So wurde er seiner Sprachkenntnisse wegen auf das Paßbureau in Brüssel gesteckt. Aus dem hochgemuten deutschen Jüngling voll idealer nationaler Begeisterung war ein verbitterter Kritiker des „Systems“ geworden, so trübe waren seine Erfahrungen. Er spricht telephonisch mit einer übergeordneten militärischen Stelle. „Hier Vizefeldwebel X.“ Als Antwort des Oberleutnants kam zurück: „Mit Vizefeldwebel telephoniere ich nicht.“ Im Bureau ist Chef ein Oberleutnant. Dienstlich hat da ein Gemeiner zu tun, 42jährig, Eigentümer eines Großhandelshauses in Hamburg. Der Oberleutnant kommt herein, der Hamburger steht stramm. Aber das geschah nicht mit dem nötigen Schneid. „Wollen Sie sich mal ordentlich zusammenschmeißen, was fällt Ihnen ein?“ Also herrscht der Leutnant den 40jährigen an. Man kann sich die Gefühle des Mannes denken und den Werdegang seines Gesinnungsprozesses mühelos vorstellen. Mein Vizefeldwebel, ein Sohn des Pfarrhauses, ein konservativ-sozial gerichteter Mann, durch seine Geburt in Ostelbien an den scharfen Pfeffer gesellschaftlicher Überlegenheit der „führenden Schichten“ über die „unteren Stände“ gewöhnt, sieht trüb in die Zukunft; er spricht prophetisch von der kommenden Revolution, weil kein Volk ein solches Maß brutaler Vorherrschaft einer Kaste vertrüge. Ich suchte zu be-

ruhigen, aber der 23jährige wollte den Trostworten der Erfahrung keine Geltung zuerkennen

Was ich in Belgien erlebte, war demütigend. Die Offiziere in Brüssel, Antwerpen, Gent usw verkehrten mit der französisch gesinnten und französisch sprechenden „Crème" der Gesellschaft auf dem „Besuchsfuß"; man parlierte französisch und huldigte den reichen Tafelfreuden der belgischen Bourgeoisie mit Nachdruck und Ausdauer, unbekümmert darum, was die „Mannschaft" zu diesem Gebahren sagte. Die Mannschaften! Zwischen ihnen und dem Offizierkorps gähnte eine unüberbrückbare Kluft. Man würde aber falsch urteilen, wollte man in der gesellschaftlichen Konservierung dieser Kluft lediglich menschlichen Hochmut erkennen. Es lag System darin. Dies System aber heißt: Die Erfahrung lehrt, daß ein konsequent und rücksichtslos durchgeführter Abstand zwischen Vorgesetzten und Mannschaften den Gehorsam befördert. Das ist militaristische Psychologie. Und sie war vielleicht einmal richtig. Zu jener Zeit, da sich das Heer aus Söldnern zusammensetzte die wahrscheinlich nicht im Besitze eines höher gewerteten Menschentums waren, auch noch in jenen Perioden, da in dem strengen Kastenstaat Preußen die Adeligen allein die Offiziere stellen durften und strenge Abgeschlossenheit der Schichten gegeneinander ein soziologisches Gesetz war. Wer von den bürgerlichen Mitlebenden, die sich auch heute noch gelegentlich so gerne militaristisch aufgarnieren, weiß es denn überhaupt, daß erst durch den Reformgeist des Reichsfreiherrn vom Stein in Preußen im Jahre 1810 Bürgerliche in die Kadettenhäuser aufgenommen wurden? Das Militärische in Deutschland ist eben ein preußisch-ostelbisches Gewächs, und es ist ganz natürlich, daß es seinen Geist, seine Systematik, auch dann noch konservierte, als die gesellschaftlichen Bedingungen weggefallen waren. Abstand halten, ist das Gesetz preußisch-militärischer Erziehung und es hat sich als eiserner Bestand militärischer Psychologie erhalten, über ganz Deutschland verbreitet und wirkte bis auf den heutigen Tag nach.

Als wir in Libau die deutschen Maschinenwerkstätten besuchten, war ein Leutnant, von Beruf Ingenieur, unser Führer. Die Arbeitsteilung war in diesen Werkstätten streng durchgeführt. Wir kamen zu einem Manne, der vor einem kleinen Dampfhammer saß,

4*

der mit 7 Schlägen ein Gebrauchsinstrument herstellte. Die Bedienung des Hammers erforderte peinliche und unausgesetzte Aufmerksamkeit, daß kein Schlag daneben ging. Ich sagte zum Führer: „Das muß doch furchtbar sein, Tag für Tag immer die nämlich tödlich langweilige und doch so viel Aufmerksamkeit verlangende Arbeit zu leisten.“ „Ach was, hab' ich auch machen müssen“, war die Antwort. Das war richtig und doch falsch. Gewiß hat der Ingenieur bei seiner praktischen Vorbereitung das auch machen müssen, aber wahrscheinlich nur wochenlang; dann kam er in eine andere praktische Sparte und schließlich trat er nach eineinhalb Jahren in den eigentlichen gelehrten Beruf wieder zurück. Ich sagte das dem Leutnant auch mit Bezug auf meinen eigenen Studiengang, der mich gleichfalls anderthalb Jahre praktisch in die maschinelle Arbeit gebracht habe. Der Hinweis war dem Führer unangenehm.

Ich lernte hier, wohl zum ersten Male, aber in einem besonders lehrhaften Fall, die psychischen Verbindungsfäden erkennen, die zwischen dem Leutnantsgeist und der Großindustrie bestehen, die Erklärung dafür, wie dieser wesentlich borussisch-ostelbische Geist eine geistige und soziale Verbindung mit der westlichen Industrieidee eingehen konnte. Die Industrieorganisation hat etwas militärisches an sich; sie beruht auf Teilung der Arbeit, Anordnung, Einordnung, Unterordnung. Diese Tugenden sind nötig, wenn die Industrie rationell arbeiten will. Aus den Tugenden aber werden Untugenden, wenn sie sich mit Ideen verschweißen, die äußerlich betrachtet, des nämlichen Herkommens sind, in Wirklichkeit aber des sozialgeistigen Gehalts entbehren.

Unsere Großindustrie — ich habe darauf in meiner „Zukunftspolitik“ ziemlich ausführlich hingewiesen — hat sich unnotwendigerweise die Ideen des Imperialismus zu eigen gemacht; ein solcher prozessualischer Werdegang liegt gewiß nahe. Er hätte aber vermieden werden können, wenn die Industrie eben nicht auf einem naturalistischen, sondern auf einem christlichen Konservatismus gestanden hätte. Das „Übermenschentum“ mit seiner Lieblosigkeit, seiner kalten Berechnung, mit seinem Hochmut, seinem Stolz, seiner Selbstüberschätzung fand in der geistig sozialen Vorstellungswelt der Großindustrie Eingang, wie ja auch die Idee des weltbeherrschenden Kapitalismus ein philosophisch-mammonistisches Erzeugnis

des imperialistischen Übermenschentums ist. So kommt es, daß unsere Großindustrie, vom Generaldirektor bis zum letzten Ingenieur vom Leutnantsgeist durchsetzt ist. Schon im Äußeren ähneln sie sich: kurzgeschorenen Schnurrbart, $^1/_2$ Millimeter-Frisur, ausrasiertes Genick, hochmütiger Gesichtsausdruck mit dem „starren Gesichtsmuskel", der das Bild typisch macht. Der deutsche Spießbürger geht an diesen Dingen achtlos vorüber; er sieht nicht, wie Ideen gestaltend arbeiten, wie zwischen dem ostelbischen Leutnantsgeist — erstanden aus den Traditionen der preußisch-adligen streng abgesonderten Offizierskaste — und dem westelbischen großbürgerlichen Industrietum die soziale Ideengemeinschaft erstand, die als das wichtigste Vehikel in den Ursachen zweiter Ordnung anzusehen ist, die die Revolution von 1918 erzeugt haben.

Unser Führer in Elbau sollte bald darauf die zweite Probe seines Kraftmenschentums geben, dessen geeignetster Vertreter der Leutnant ist. Wir gingen durch ein Tor, das von einem Infanteristen bewacht war. Das Tor ging auf in dem nämlichen Augenblick, da eine Industrielokomotive „im Schritt" vorbeifuhr. Es hätte sich ein Unfall ereignen können. Die Wache hatte nicht zu rechter Zeit halt geboten. Wie ein Besessener sprang der Leutnant auf den Wachmann — ein Infanterist Mitte der 40er — los und donnerte ihn unter Entfaltung eines übereich dotierten Schimpfsystems an, daß der arme Kerl im Beisein der Besucher bis in die Lippen blaß wurde. Ich sagte zu meinem Freund, dem Berliner Pastor: „Warum diese wütenden Beschimpfungen, die für den 40jährigen Mann doch etwas Entehrendes haben." Mein Pastor war auch tatsächlich unangenehm berührt. Aber er sagte: „Es ist doch besser, als wie wenn er den Mann angezeigt hätte." Immerhin. Aber war dies rücksichtslose Herunterputzen im Beisein eines Dutzend-Zivilisten überhaupt nötig? Der Mann hatte gefehlt, um ein Kleines; ein Unglück konnte kaum entstehen, weil die Maschine klein war und langsam fuhr. Wer hat denn noch keinen Fehler begangen? Hätte ein männlich-ernstes Wort, das im Soldaten den Menschen anrief, nicht besser gewirkt? Kann man denn jedem 25jährigen Menschen das Recht zugestehen, gesetzte und gestandene Männer herunterlaufen zu lassen, als ob es Schulbuben wären? Dem Pfarrer waren meine Worte unangenehm. Der

warmherzige Mann in ihm und der brüderlich empfindende Christ fühlten wohl, daß hier Ungehöriges, Unsoziales geschah, aber der Borussengeist in der Leutnantsfassung ließ eine Kritik nicht aufkommen. Er ist in uns allen lebendig, dieser Leutnantsgeist, diese seltsame Mischung von Areligion, Disziplin, Übermenschentum und eines antisozialen Militarismus, der die Idee der Vaterlandsverteidigung in der Wurzel fälscht und aus dem Volksheer eine Kaste macht. Seine Überwindung ist die Zukunftsaufgabe eines christlichen Konservatismus, der die Idee der Autorität — ohne die es niemals geht — nicht auf den Drill und Übermenschentum stellt, sondern auf den in der Religion verankerten Begriff des Gehorsams, der sich als Frucht einer freien männlichen Sittlichkeit entfaltet.

Verheerend hat der Leutnantsgeist im deutschen Volksgemüt und im ganzen Vorstellungskreis des Kulturell-Sozialen gewirkt. Die soziale Qualifikation hat er unter den einzigen Generalnenner Leutnant gebracht. Fing früher der Mensch beim „Baron“ an, so jetzt beim Leutnant. Aber der „Baron“ meisterte in der früheren Periode doch nicht die ganze bildungsmäßige Gesamtstruktur; es bestanden ästhetische, gelehrte, literarische, musikalische Bildungswerte als gesellschaftliche und Kulturwerte. Der Leutnant hat dies alles umgebracht. Es gilt heute nicht mehr als „genierlich“, wenn einer nicht Latein kann oder im „Faust“ nicht Bescheid weiß, sofern er ein Leutnant ist. Meine adeligen Bekanntschaften im Großherzogtum Baden — Männer zwischen 50—70 — waren durchgängig nicht beim Militär; sie studierten, wurden Gelehrte, Juristen, Verwaltungsmänner und dies, obwohl einige deren Väter Generale waren. Dafür haben sie alle aber künstlerische, wissenschaftliche, literarische Interessen, spielen Klavier und können ein Gemälde beurteilen, sogar einen Zeitungsartikel, ob er gut oder schlecht geschrieben ist. Die Söhne dieser Adeligen aber sind fast samt und sonders Berufsoffiziere geworden. Seit 1870 hat eben der preußische Leutnantsgeist auch im Süden seinen Einzug gehalten und der Leutnant wurde zum gesellschaftlichen Schibboleth.

In der gebildeten Jugend hat er die feinere Sittlichkeit verdorben und den Umgang auf den Grundton des anmaßlichen gestellt. Das Gesicht der jungen Leute wird von einer geistlosen

Starrheit beherrscht, mit dem Hochmut als der Dominante des persönlichen Auftretens. Dieser starre Gesichtsmuskel — er soll die militärisch intendierte Unnahbarkeit ausdrücken — verroht die Gesichter; nach ihm formuliert sich der Gang, das barsche Auftreten. Die Bescheidenheit ist vollkommen ausgeschaltet. Der junge Mann von heute verlangt, daß ihm die anderen ausweichen; über alle, die nicht seines Standes sind, sieht er hinweg. Kommt der Leutnant in ein gefülltes Restaurant und sieht keinen Standesgenossen, sagt er zum Kameraden: „Niemand da, gehen wir." Hilfsbereitschaft, Entgegenkommen galten früher als Tugenden des gesellschaftlichen Umgangs. Der Vertreter des starren Gesichtsausdrucks sieht grundsätzlich nicht, was auf der Straße vorgeht. Ein weinendes oder gefallenes Kind erregt nicht sein Mitgefühl; er wird niemals Partei nehmen bei Streitigkeiten oder einem unrecht Angegriffenen beispringen, hochmütig geht er durch das Gewirre, wenn er nicht gerade Gelegenheit findet, eine Frau oder ein Mädchen unverschämt anzufunkeln. Ins Theater geht er selten, zu ernsten musikalischen Veranstaltungen nie, am liebsten ins Varieté. Ins Kino geht er nur deshalb nicht, weil die Masse dort verkehrt, die Berührung mit dieser aber als nicht standesgemäß empfunden wird. Geheiratet wird selbstverständlich aus ökonomischen Rücksichten. Geldheirat ist selbstverständlich. Man hat ja vorher ausgelobt und sich „die Hörner abgelaufen". Standesgemäß, komfortabel, bequem zu leben, auf großem Fuß zu verkehren, reich zu sein und unabhängig — das sind die gesellschafts-sittlichen Ideale der Ritter vom starren Gesichtsmuskel. Ihr Orden ist in den letzten Jahren vor dem Krieg immer größer geworden.

Unter dem Einfluß des Leutnants stand besonders der Student. Das studentische Leben — soweit es sich um den Verbindungsstudenten handelt — wurde militarisiert. Haltung, Geberde, Geste erhielten die Marke „Schneid". „Vorschriftsmäßig" zu grüßen, die Hacken zusammenschlagen, den Gesichtsausdruck zu disziplinieren, auf Blase und Philisterium hochmütig hinabzuschauen, war Vorschrift. Der Geist der Korps, ohnedies exklusiv, wurde unter dem Einfluß des Militärischen hyperfeudal. Daß es „Korpsiers" verschiedener Abstufungen gibt, unter denen die eine der anderen an Vornehmheit sich übergeordnet fühlt, mag als das charakteristischste

Kennzeichen deutschen studentischen Kastengeistes angeführt werden. Ein Ehrenwort haben, streng genommen, nur der Leutnant und der Verbindungsstudent. Die Verstippung von Leutnants- und Studententum hat in den letzten Jahren vor dem Krieg immer mehr zugenommen zum Schaden des idealistischen Geistes in der deutschen gebildeten jungen Welt. Eine überstarke Betonung alles Äußerlichen war die Folge des immer stärker werdenden militaristischen Einflusses. Distanz halten wurde zur Parole. Dieser Geist färbte auf die unmittelbare Umwelt ab; die Jugend der „besseren" Kaufmannskreise nahmen Haltung, Gebärde, soziale Geste und Gesinnung des studentisch-militärischen Vorbilds auf und kultivierten dies in eigenen Formen. Großspurigkeit des Auftretens, Mangel an Höflichkeit und Entgegenkommen, Herausarbeitung des Standes- und Klassengegensatzes waren die Erfolge dieses Umbildungsprozesses.

Man mag über die „akademische Freiheit" verschiedener Meinung sein. Bis in die weitesten Linkskreise hinein faselt man von der Studentenschaft als einer aristokratischen Auslese, der man einen besonderen Rechtsstand zuerkennen müsse. Wenn man es erlebt, wie dies Studententum insbesondere in kleineren Universitäten die ganze Einwohnerschaft terrorisiert, Recht und Gesetz auf den Kopf stellt und vielfach in Libertinismus ausartet, so kann man nur wünschen, daß man mit diesem Überbleibsel des Ständetums je eher, je besser aufräumen möchte. Daß sich Militär und Studenten über klare, für alle gültige Vorschriften des Gesetzes hinwegsehen dürfen, ist unterm sittlichen Gesichtspunkt ein Skandal. Duell und Mensur sind durch Gesetz verboten und doch wird dies Gesetz bewußt und im Hurrastil übertreten. Hat sich doch sogar im badischen Landtag ein „positiver" Geistlicher gefunden, der die Mensur verteidigte, ein krasses Beispiel dafür, wie die militärische Suggestion die Sinne für die normale Sittlichkeit rechtlicher Begriffe abstumpft. Dieser „positiv-christliche" Geistliche ist politisch ein ausgesprochener Alldeutscher, denkt im Geist des Militarismus und redet in der Terminologie des „Burschen", der das ganze Philistertum mit der pragmatischen Sanktion des „Komments" zum Teufel jagt.

Es darf hier vielleicht auf den Unfug des Duells und der Mensur mit ein paar Worten eingegangen werden. Duell und

Mensur sind nicht nur unchristlich — dies ist klar —, sie sind auch undeutsch, von Frankreich und seinen Sitten in geistloser Nachahmung durch Deutschland übernommen, wie ja die ganze deutsche gesellschaftliche Kultur ein Abklatsch der französischen ist. Professor von Below, ein echter Alldeutscher und darum gewiß ein unverdächtiger Zeuge, hat in einer nicht allzu umfangreichen Schrift den Beweis erbracht, wie in Sachen des Duells die deutsche Anschauung allmählich der französischen erlegen ist. Das Duell ist keineswegs ein Überbleibsel aus dem „deutschen Mittelalter“, es ist vielmehr dem deutschen Adel als eine an sich wesensfremde französische Einrichtung aufgepfropft worden.

Statt daß nun der deutsche Konservatismus aus christlich-sittlichen und nationalen Gründen gegen die rohesten Formen des Selbstschutzes Einspruch erhebt, ist er tatsächlich die einzige politische Gruppe, die Duell und Mensur grundsätzlich in Schutz nimmt, weil eben der militärische Geist, mit dem sich bis jetzt der deutsche Konservatismus identifiziert hat, glaubt, ohne dies Hilfsmittel besonderer Ehrenrettung nicht auskommen zu können. Auch hier treffen wir den Leutnant als den Komponenten der nationalen Sittlichkeit und ein evangelischer positiver Pfarrer wird sein Eideshelfer.

Ist es so schwer für christliche Männer, unleugbare Zusammenhänge zu erkennen und heidnischen Geist von christlichem zu unterscheiden? Vaterlandsverteidigung und wahrhafte Wehrhaftigkeit haben nichts mit Militarismus zu tun. Er ist nur eine Wiederholung der alten Ideen der Kriegerkasten, die vielleicht in Staaten ohne christliches Sittengesetz einmal nötig waren, die aber in einer Gesellschaft, die nicht aus Kasten, sondern aus Schichten besteht, die an ihrer Peripherie sich verbinden, widernatürlich ist und als ein Element der Dekomposition wirkt.

Der Militarismus und die deutsche Mentalität

Mit „einem Leutnant und zehn Mann“ wollte ein preußischer Ostelbier den Reichstag auflösen. Man erkennt hieraus die mystische Kraft des Leutnants, der Leutnant als die Blüte des militärischen Geistes, als die sublime Erscheinung des Militarismus.

Der Geschichtschreiber und Soziolog der Zukunft wird, wenn er die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts mit seinen Ausläufern der Revolution im 20. beschreibt, feststellen, daß keine geistige Macht in das Leben des deutschen Volks so machtvoll eingriff, wie der Militarismus. Denn eine geistige Macht ist er, weil er aus einer wirksamen Idee geboren ward. Es gibt in allen Kulturländeen einen Militarismus, denn er ist als Idee der Macht dem Kapitalismus und Industrialismus wesensverwandt, und die imperialistische Idee — ich habe von dieser in meiner „Zukunftspolitik“ eine eingehende Darstellung gegeben — könnte ohne die des Militarismus nicht bestehen. Der Weltkrieg hat nun den Militarismus, innerlich, überwunden. Diese Behauptung ist richtig, auch wenn man zugeben muß, daß der Vertrag von Versailles aus militaristischem Geist geboren ist. An solchen inneren Widersprüchen kommt eine Entwicklung, die aus dem Irrationellen ins Vernünftige strebt, nicht vorbei. Die Entwicklung des militaristischen Geistes in Deutschland ist um deswillen so bedeutungsvoll, weil er sonst nirgends in der Welt das Fühlen und Denken aller Gesellschaftsschichten und Parteien so gleichmäßig durchsetzt hat, wie in Deutschland. Die besten Köpfe, die reinsten Herzen sind ihm erlegen. Er hat nur ein Analogon in der sozialistischen Idee. Wie es bis zum Ausgleich des Krieges in der wissenschaftlichen Welt keinen Mann von Rang gab, der dem Sozialismus nicht in irgendeiner Form huldigte, wie alle Parteien mehr oder weniger unter dem Druck

sozialistischer Ideen standen, so war es auch beim Militarismus. Es ist eine der interessantesten Parallelerscheinungen im geistigen Leben eines Volkes, zu untersuchen, wie zwei an sich entgegengesetzte Ideen das geistige Wesen einer Nation vollkommen mit Beschlag belegen. Der Deutsche lebte, dachte, fühlte in den zwei Polen seines intelligiblen Ichs: dem Militarismus und Sozialismus. Wenn wir die „Kulturwerte", sofern sie Werte der Gesinnung sind, betrachten, stets finden wir sie durch diese beiden Geistesströmungen wesentlich beeinflußt. Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, die Umbildung der deutschen Volksseele hinsichtlich ihrer sozial-wirtschaftlichen Bedürfnisse durch den Sozialismus darzustellen, es soll dies nur hinsichtlich des Militarismus versucht werden, soweit dies im Rahmen einer begrenzten Aufgabe möglich ist.

Da sei die These vorweg genommen: der Militarismus hat die deutsche Sinnesart in wesentlichen Beziehungen umgebildet und bedeutungsvolle Richtungen verdorben. Wer den Ausführungen über den „Leutnant" gefolgt ist, hat die Spuren dieses Einflusses gesehen. Der Leutnant als Hauptnummer der gesellschaftlichen Kultur des deutschen Volkes hat sich in zwangloser Darstellung ergeben, schon deshalb, weil die schädlichen Seiten dieser sozialen Plastik vielen erkennbar auffielen. Über den „Leutnant" hat schon jeder, der es selbst nicht war, räsoniert. Nur wenige von der nationalen Hypertrophie Befallenen vermochten die antisozialen Wirkungen nicht zu erkennen, die von der Ausnahmestellung des Leutnants ausgingen; allen anderen waren sie gegenwärtig.

Aber der Geist des Militarismus erschöpft sich nicht im Leutnant; er wirkte dort am schlimmsten, wo er dem Einzelnen nicht zum Bewußtsein kommt. Als der Kaiser von Japan starb, entleibte sich der bekannte General Togi auf des Herrschers Grab. Es ist das eine „Sitte" der „Samurais", der adeligen Soldatenkaste Japans, in der die Art der militärischen Weltanschauung dieser Kaste zum Ausdruck kommen soll. Damals schrieb ein nationalistisch-alldeutsches Blatt, das auch christlich positive Sonntagsbetrachtungen bringt, daß diese Tat die höchste Bewunderung verdiene als Äußerung eines machtvollen militärischen Geistes. Man durfte gespannt darauf sein, ob ein Blatt aus dem christlichen und konservativen Leserkreis auf diese Lobpreisung einer exzessiv heid-

nischen Tat etwas sagen würde. Überall tiefstes Schweigen; selbst die deutsche Linkspresse, die ja so oft mit großem Behagen und kleinem Witz Ausartungen des Militarismus angriff, schwieg. Dies Schweigen ist beredt, es beweist, wie tief unsere öffentliche Meinung, die Volkssittlichkeit, vom militaristischen Geist durchtränkt ist. Die Tat einer hohlen Idolatrie, die allen europäisch-sittlichen Vorstellungen widerspricht — von der christlichen Auffassung nicht zu reden — fand keine Verurteilung, weil sie halbwegs im Ideenkreis militaristischer Auffassung lag, die ja soeben in der Besiegung unserer Feinde ihre Rechtfertigung finden sollte.

Beim Ausbruch des Krieges zeigte sich's, daß das ganze Volk von militärischer Denkart beherrscht war. Es geht nicht an, wie schon im vorhergehenden darauf hingewiesen wurde, jetzt das deutsche Volk als Gegner militaristischer Denkweise hinzustellen und seine Gesinnungsschuld am Kriege abzuleugnen. Es ist hier nicht von der unmittelbaren diplomatisch-politischen Schuld die Rede; eine solche bestand für unser Volk so wenig, wie für die Politik des Kaisers und der leitenden Stellen. Es soll hier nur die allgemeine Mitschuld festgestellt werden, hinsichtlich der Verletzung der allgemeinen sittlichen Grundsätze, die von allen Völkern ausgeübt wurde, weil die unheilvolle Vorstellung von der Verschiedenheit privater und politischer Moral ja geradezu als Maxime in der „auswärtigen Politik" zum Grundsatz erhoben worden war. Von dieser Mitschuld kann der Deutsche im besonderen nicht freigesprochen werden, weil sich nach Ausbruch des Krieges zeigte, wie in unserem Volk, in seinen Führern und seiner Presse der Sinn für Gerechtigkeit entschwunden war. Eine ungeheuere Welle des Chauvinismus erfaßte die Seele der Volksgenossen und begrub unter sich alle Gebote der Menschlichkeit und der Nächstenliebe.

Daß wir in Belgien einfielen, war dem ganzen Volke selbstverständlich. Man muß es auf der Straße, im Wirtshaus, im Kaffeehaus, in der Versammlung erlebt haben, wie Bethmann Hollweg angefeindet wurde, weil er von „unserem Unrecht in Belgien" sprach. Und nicht nur dieses. Daß wir „Belgien behalten", war ebenfalls selbstverständlich. Was sollten wir nicht alles behalten?! Polen, die flandrische Küste, Longwy-Briey, das alte Burgund, Verdun. „Verdun ist doch das alte ‚Firten', das einst deutsch

war; man muß es nehmen, wie wir 70 Belfort hätten behalten sollen, wenn Bismarck nicht zu schwach gewesen wäre", so sagte ein Geschichtsprofessor, der sich nicht wenig darauf zugute tat, daß er ein bewußter evangelischer Christ war. Belgien behalten wir — das war die Losung des Tages, die sich die christlichen Konservativen so gut zu eigen machten, wie Alldeutsche, Liberale, Demokraten und Sozialdemokraten. Ein hochorthodoxer pietistischer Gemeinschaftsmann kündigt mir eine seit einem Menschenalter bestehende Freundschaft, weil ich unseren Einfall in Belgien, wenn auch als militärisch richtig, so doch als sittlich unrecht bezeichnete. Was die deutschen Generale taten, war für diesen Mann a priori recht und richtig. Und dieser Mann hatte Millionen von Genossen bis ins Lager der Sozialdemokratie.

Gegenüber Belgien, seinen Bewohnern, seinem Königshaus war jeder Sinn für eine vornehm-gerechte Auffassung verschwunden. Pöbelhafte Beleidigungen wurden auf das belgische Königshaus gehäuft. Man braucht kein Freund des ehemaligen Krupp-Direktors, des Herrn Dr. Muehlon und seines Buches „Die Verheerungen des Weltkrieges" zu sein, um ihm zuzustimmen, wenn er — man bemerke das Datum — am 25. September 1914 schrieb:

„Die Verwilderung der deutschen Presse ist entsetzlich geworden. Auf einige Blätter werfe ich nur noch einen flüchtigen Blick des Abscheus. Ja, die Presse ist wirklich einstimmig, wie sie sich rühmt. Möge niemals das deutsche Volk beschuldigt werden, was die Welt in diesen Zeiten zu hören bekam, sei die freie Sprache des Volkes durch seine eigenen Sprachrohre gewesen. Das Schicksal der Deutschen müßte furchtbar sein, wenn die Gegner siegreich und dann nicht edelmütiger wären als jetzt die deutsche Presse. Auch wenn ich nicht die ausländischen Zeitungen lesen und mir ein vergleichendes Urteil bilden könnte, so würde ich aus der Sprache der deutschen Zeitungen allein ersehen, daß unser Tiefstand der tiefste von allen ist. Ich vergesse gewiß nicht, daß wir im Belagerungszustand gehalten werden, daß jede Kritik und nicht inspirierte Meinungsäußerung mit drakonischen Mitteln unterdrückt wird. Aber zum Bellen können auch in Deutschland die Zei-

tungen nicht gezwungen werden. Sie können schweigen, statt die Hetze machen. Statt dessen überbieten sie die Regierung noch, der gegenüber ihre Willfährigkeit keine Grenzen kennt. Wie wird sich die deutsche Presse von der Schmach erholen können, die sie in diesem Kriege auf sich geladen hat.

„Ich kann nicht glauben, daß nicht Hunderttausende mein Gefühl teilen, die während der letzten Wochen überhaupt Zeitungen gelesen haben. Es ist weniger die Unwissenheit, Unbildung, Geschmacklosigkeit, Anmaßung und Plumpheit, die ich der Presse vorwerfe, als ihre abgründliche Verlogenheit, Ungerechtigkeit, Bosheit und Gehässigkeit. Ich führe einige Beispiele an. Kommt die Rede auf Belgien, so wissen die deutschen ‚Kenner und ehemaligen Freunde' nur Schlechtes und Schmachvolles zu sagen. Die Bevölkerung ist feige, verwelscht, ohne Patriotismus, zuchtlos, uneinig. Der König ein dummer Schwächling und Theaterheld, seine Aufrufe an die Bevölkerung Geschichtsfälschung und hohle Phrasen. Sein Ministerpräsident ein Französling und wirklicher Franzose, der seit Jahren an Belgien Verrat übt, um es an Frankreich auszuliefern. Die Königin ihrer Vorfahren unwürdig, weil sie nach England geflohen ist. Keine Stimme, die das tragische Schicksal Belgiens beklagt, sein Unglück unverdient nennt, ihm gute Eigenschaften läßt, zu Milde und Wohltätigkeit auffordert, für Ausschreitungen Einzelner nicht alle verantwortlich macht, dafür plädiert, daß es nicht zerstückelt und beraubt wird. Keine Stimme, die ernsthafte Betrachtungen anstellte, ob der Einbruch in Belgien rechtmäßig, unumgänglich oder auch nur vorteilhaft war. Nein, für jeden Zeitungsschreiber steht ungeprüft fest, daß es keinen anderen Weg gab, als Belgien zu mißachten."

Weiter sagt Muehlon:

„Am beschämendsten vielleicht zeigt sich die Inferiorität der deutschen Presse gegenüber England. Die englischen Zeitungen bringen neben manchem Dummen und Gehässigen sehr viel Gerechtes und Anerkennendes für die Deutschen. Diese aber haben nur plebejische Drohungen, neidischen Hohn, unflätige Beschimpfungen für alles und jedes, was englisch ist.

„Davon, was den Russen und den östlichen Völkern überhaupt unsere Zeitungen andichten, will ich schweigen. Unsere Presse kann auch in diesen Ländern nicht übertrumpft werden. Es gehört die deutsche Organisation dazu, jeden Tag eine Revolution zu erfinden, ein neues Anzeichen von Schwäche, Streit und Unzufriedenheit, einen neuen Beweis von Heuchelei, Verdorbenheit und Perversität, eine neue Beleuchtung der Methoden, mit denen die Gegner den Krieg angezettelt haben. Es gehört die deutsche Disziplin dazu, damit das, was der dümmste unserer Heldensöhne nach Hause schreibt, wahr wird, und das was der höchststehende erklärt, als Lüge und Täuschung gilt. „Das Echo der neutralen Presse ist entrüstete Ablehnung. Sie sagt mit Recht, daß gerade wir nichts anderes bringen als billigen Schwulst und **unsere eigene Verhimmelung**.“

Muehlon hat sein eigenes Volk und seine Presse nicht mit den Augen der Liebe betrachtet, sonst wäre sein Urteil in vielem maßvoller. Aber er, der den Ausländer kennt, den Engländer, Belgier, Russen, Amerikaner, ist entsetzt, wie unser Volk jedes Maß in der Beurteilung anderer verliert und zu den Gipfeln des Hochmuts und der Selbstüberschätzung steigt, wenn es von sich redet.

Als die „Lusitania“ von uns torpediert wurde — wie man heute weiß, nicht mit Absicht — ein einziger Aufschrei der Befriedigung. „Es war doch unser Recht.“ Den Einwand, daß man im Interesse des Friedens, der Verständigung, der Gerechtigkeit nicht immer das tun müsse, wozu man ein Recht habe, wurde mit staunender Verwunderung zurückgewiesen. Man müsse forsch auftreten, rücksichtslos, das allein imponiere und schaffe den Erfolg. So sprach man im Zirkel der Christen. Am Biertisch der Freigeistigen, deren behender Witz sonst glitzernd und glitzernd über die „Mucker“ fuhr, hieß es, als man von der immanenten Gerechtigkeit der Dinge sprach: ach was, Gerechtigkeit, ich tue, was für mein Volk von Vorteil ist. Der Sprecher, ein Geheimer Medizinalrat, der „Volk“ mit dem tönenden Fürwort „mein“ pathetisch unterstrich, hatte für die Masse sonst nur Verachtung, denn er war ausgesprochener Nietzscheaner. Das „Volk“ der Deut-

schen interessiert ihn so wenig, wie das Volk der Irokesen; er hielt von beiden gleich wenig. Aber im Zusammenhang mit den Ideen des nationalen Egoismus, gestellt auf die höhere Formel der nationalen Ehre und Herrschaft, kam auch das Volk einmal zu einem Akkoposten der Wertschätzung.

Als Hindenburg die ersten 200 000 Gefangenen machte, meinte meine Gemüsefrau, man sollte sie doch alle totschießen, denn die „fressen uns nur die Nahrungsmittel weg". Die entsetzte Einrede, daß das doch unmenschlich wäre und auch den Geboten des Völkerrechts widerspräche, wurde kaltblütig mit der Antwort abgetan, Völkerrecht gibt es nicht und unsere Leute ständen uns näher, als die Russen. Als es drei Jahre später schlecht um uns stand, meinte die nämliche Frau aus dem Volke, es könnte längst Frieden sein, „aber die hohen Herren wollten das Volk im Feindesland abschlachten, damit weniger Sozialdemokraten nach Hause kämen"

Daß der rücksichtslose U-Bootkrieg unsittlich und gegen das Völkerrecht sei, war niemanden beizubringen. **Was die Generale taten, war recht.** Der uneingeschränkte U-Bootkrieg ist die Folge der widervölkerrechtlichen Blockade — damit waren alle Einreden erledigt. Daß in der Blockade ein Rechtstitel steckt, weil der Feind völkerrechtlich befugt ist, der Armee die Lebens- und Existenzmittel abzuschneiden und dies eben nur durch die Blockade erreicht werden kann, der rücksichtslose U-Bootkrieg aber in keiner Weise zu rechtfertigen sei, da er ganz klar von allen Völkern als Seeräuberei angesehen werde, — solche Unterschiede wurden nicht anerkannt. Daß die Neutralen, das Ausland anders denken, zu unserm Nachteil, wurde wiederum in den Wind geschlagen Wir sind wir.

Der Petitionssturm für den rücksichtslosen U-Bootkrieg kam Auf der Straße faßte mich ein nationalliberaler Geheimrat mit einem Bekannten von mir an, um die Petition zu unterzeichnen. Ich lehnte ab. Und Sie sind konservativ! schrie mir der Geheimrat funkelnden Auges entgegen. Ich antwortete: eben, weil ich es bin, weil ich unserm Volke recht tun und rechtliche Gesinnung erhalten will, weil das aber, was Sie tun, in seiner Wirkung Landesverrat ist, unterschreibe ich nicht. Der Geheimrat sah mich

entrüstet an. Ich merkte es ihm an, daß ihn nur die Höflichkeit zurückhielt, mich für verrückt zu erklären.

So ging es durch den ganzen Krieg, während der Höchstsaison des Erfolgs. Daß all unsere Feinde: Franzosen, Engländer, Belgier, Italiener, Russen, Amerikaner usw. Lumpen, Lügner, Schufte waren, galt als ausgemachte Tatsache. Der Hinweis darauf, daß in den meisten Privatprozessen die Parteien e h r l i c h glauben, sie seien im Recht, verfing nicht. Wir waren die Edeln, die Friedfertigen, die rechtlich Zuständigen, die andern die Schurken.

Als ich nach meiner Rückkehr von Belgien schaudernd erzählte, wie der Militarismus da gehaust hatte, daß man Tausende von Zivilpersonen widerrechtlich verschickte, sie beim Verschickungsprozeß der Unbill des harten Winters aussetzte, daß Hunderten die erfrorenen Finger von den Gliedern abfielen, zuckte man ungerührt die Achseln. Das sei eben der Krieg. Warum hätten die Belgier sich auf die Seite unserer Feinde geschlagen. Der Hinweis, daß dem gar nicht so sei, daß die Belgier nur ihr gutes Recht verteidigt hätten und der Durchmarsch durch Belgien seit langen Jahren im G e n e r a l s t a b für den Fall eines Krieges vorgesehen gewesen sei, machte keinerlei Eindruck. Was der Generalstab tut, ist recht. Gott und seine Gerechtigkeit waren ebenso ausgeschaltet, wie die Gebote der Bergpredigt.

D a ß m a n d a s R e c h t e t u n m ü s s e u n d i m ü b r i g e n G o t t v e r t r a u e n, der das Seine tun würde — diese Auffassung war vollständig ausgeschaltet im Denken und Fühlen auch unserer sonst a u f r i c h t i g F r o m m e n.

Mit dieser Beseitigung der sittlichen Hemmungen stieg der Größenwahn ins Ungemessene. Die Italiener — laßt sie nur kommen —, die Amerikaner — ihre Hilfe ist gleich Null; uns kann keiner. Unserer Kriegsindustrie ist keiner gewachsen, unsere Maschinentechnik läßt alles hinter sich. Der Einwand, daß die Engländer doch eigentlich die Erfinder der Dampfmaschinen, der Lokomotiven, der Eisenbahn, des Dampfschiffes seien, daß die Namen James Watt, Stephenson und Fulton doch aus der Geschichte der Technik nicht auszuschalten seien und daß auf der Entdeckung des elektrischen Induktionsstroms durch den englischen Physiker Faraday die ganze moderne Elektrotechnik sich aufbaut, wurde unwillig emp-

funden, am liebsten hätte man mir die nationale Gesinnung aberkannt

Wie ist eine solche Verwüstung der sittlichen Anschauungen zu erklären, eine so hemmungslose Unterordnung ethischen Urteilens unter den nationalen Egoismus? Wie ist es möglich, daß der Deutsche, der als bescheidener Mensch galt, der es in vielen Richtungen an nationaler Würde fehlen läßt und mit seiner gedankenlosen Nachahmung so oft dem Spott des Auslandes verfällt, zu dieser wüsten Großtuerei, zu dieser Selbstüberschätzung, zu dieser furchtbaren Distanzlosigkeit gegenüber aller Forderungen einer verfeinerten christlichen Sittlichkeit kommt?

Es ist in den vorhergehenden Zeilen versucht worden, in der Herrschaft des militärischen Geistes über das deutsche Herz den Hauptfaktor jener geistigen Störung zu erkennen, die die Gedankenwelt des deutschen Volkes in falsche Bahnen drängte und so eine verdorbene Mentalität, eine verbogene Sinnesart erzeugte. Man kennt die Macht der Ideen mit ihrer Suggestion; die Geschichte der Menschheit ist ein einziges Dokument von der Wirkung dieser Ideenmächte Der Militarismus trat nun mit dem ganzen gewaltigen Pomp und Glanz beherrschender Ideen auf Er wendet sich an die völkischen Instinkte In dieser liegen gebettet neben dem berechtigten Egoismus die Zweiginstinkte der Eitelkeit, der Selbstliebe, der Herrschaft, der Ruhmsucht. Gelingt es, diese Instinkte als animalische Triebe dem sittlichen und intellektuellen Bewußtsein des Individuums zu verschleiern, sie gar als notwendige Bestandteile einer kraftvollen nationalen Politik hinzustellen, dann muß notwendigerweise dies sittliche Bewußtsein seine Vorherrschaft an das Triebhafte abgeben, die Gesamtsinnesart wird auf eine falsche Grundlage gestellt, der Herzschlag des Volkes ist irritiert, die Seele funktioniert in falscher Richtung Dies hat der Militarismus, der große Blender und Täuscher, fertig gebracht. Er hat aus einem Volk der Bescheidenheit eine Nation von Aufspielern und Großtuern gemacht, er hat dem einfachen deutschen Sinn die Herrengeste der ostelbischen Weltanschauung eingepflanzt Denn der Militarismus — es braucht nicht wiederholt zu werden, was darunter zu verstehen ist — ist ostelbisches Gewächs. Aus einer bestimmten Schicht, dem Adel, entstand der Offizier; der Bürger, das Volk,

war nicht zugelassen. So trat der Offiziersstand als eine sozial streng umgrenzte und abgegrenzte Schicht im Volks- und Staatsleben auf. Diese Schicht war in Preußen gleichbedeutend mit der Erobererkaste, die vom Westen und Süden nach Norden und dem Osten zog, um dort zu germanisieren. Diese Erobererkaste hat sich nun nicht mit dem Volke verschmolzen, kam als herrschende Schicht, nicht aus den Ein- und Erdgeborenen des gleichrassigen Volkstums wie im Westen und Süden des Vaterlands, sie hielt den Abstand von Herrschern und Beherrschten bei. Das mußte sich in dem Augenblick, wo die Kaste noch als militärischer Führer auftrat, verstärken. Der Thron hatte in dem grundbesitzenden Adel seine geborene Leib- und Schutzgarde, denn das Bürgertum war überhaupt vom Soldatendienst befreit, und den gemeinen Soldaten stellte der unseßhafte Prolet oder der aus der Leibeigenschaft oder der Gutsuntertänigkeit stammende Bauer. Im Offizierskorps und dem Soldatenvolk standen sich zwei abgeschlossene Welten gegenüber. Das Offizierskorps hatte seinen eigenen spezifischen Geist.

Als im Jahre 1810 durch die Reform des Freiherrn vom Stein das Bürgertum für befähigt erklärt wurde, die Kadettenanstalten zu besuchen, wurde zwar die Basis des Offizierskorps verbreitert, der Geist ein wenig gemildert, im Grunde seines Wesens aber blieb er sich gleich. Der bürgerliche Offizier wurde in den Kastengeist der Feudalen eingeschmolzen; der Bürgerliche fühlte sich glücklich, sozial gehoben, daß er sich durch die Offizierseppaulletten dem Adel gleichgestellt sah. Wie jener Operettenkomiker, von dem erzählt wurde, seine ganze Proletenhaftigkeit vergaß und sich vom abgetönten Anarchisten zum „Aristokraten“ entwickelt sah, als er „Leutnant“ wurde, so nahm auch der bürgerliche Offizier im allgemeinen an der Weltanschauung der geschichtlichen Offizierskaste teil, als er bei ihr eintrat, unbeschadet der langjährigen Proteste, die aus den bürgerlichen Kreisen immer und wieder, oft mehr in lächerlicher wie ernster Weise gegen die „Bevorzugung der Adeligen in der Armee“ erhoben wurden.

So ist es geblieben, bis zum Tag der Revolution. Aus dem Kastenoffizier wurde der „Leutnant“ des vergangenen Jahrhunderts. Von ostelbisch-preußisch-großgrundbesitzerlicher Provenienz hat der

Leutnant — nicht zu seinem Vorteil — die zweifelhaften Tugenden der Sprößlinge des deutschen geld- und einflußbesitzenden **Großbürgertums** hinzubekommen und den **Begriff der Kaste** konserviert Das haben wir im Krieg erfahren, denn der Aktualität dieser Kaste haben wir nicht zum geringsten die anarchistische Gesinnung großer Heeresteile der Front zu „danken", die dann in der Revolution zum wüsten Ausdruck kam

Wie oft sind Anzeigen in den Zeitungen enthalten, worin der Regimentskommandeur ein **öffentliches Ehrenblatt** veröffentlicht, in dem 12 oder 18 Leutnants d R des Regiments mit großer, dicker Schrift aufgeführt wurden, die den Heldentod starben Dann heißt es in kleinster Schrift weiter:

„Mit ihnen besiegelten viele brave Unteroffiziere und Mannschaften ihre Treue mit dem Tode. Ihr Leben gaben sie alle für Deutschlands Ehre."

Auf einer anderen Ehrentafel liest man

„Das Regiment hält es für seine heilige Pflicht, nochmals in heißer Dankbarkeit all derer zu gedenken, die, getreu auf dem Felde der Ehre geblieben sind. Es sind in den Reihen des Regiments gefallen oder ."

folgen 100 bis 200 Namen von Offizieren, Feldwebel-Leutnants und Fähnrichen — Und am Schluß der Ehrentafel wird dann in einundhalb Zeilen mitgeteilt, daß mit ihnen auch noch 3500, 3800 oder mehr „Unteroffiziere und Mannschaften" den Heldentod gefunden haben Das ist böser Offizierskastengeist: der Soldat fängt beim Leutnant an

Im Leutnant sehen wir die Synthese ostelbischen Kastengeistes mit dem Herrentum des reichen großbürgerlichen Industrialismus, der magnetisch alles an sich zog und mit seinem geschichtlich eingeborenen Geist der Überhebung erfüllte — siehe die Parallelerscheinungen des studentischen mit dem leutnantsmäßigen —, was ihm im entferntesten wesensverwandt war. In diesem **Leutnant** steckt **der deutsche Militarismus, der die deutsche Mentalität unheilvall verdorben hat** Es ist einer der bedeutungsvollsten Sozialprozesse, die sich im deutschen Geistes- und

Seelenleben vollzogen haben Und der christliche Konservatismus? Er hat sich in seinen edelsten Vertretern — siehe Freiherr vom Stein — gegen dies einseitige Gebild gewandt, weil er sich stets bewußt war, daß **die Fortbildung der deutschen Gesellschaft sich im klaren Gegensatz zu den ostelbischen Anschauungen vollzog** Der hannoversche, der rheinische und der süddeutsche Adelige ist ein sozial gänzlich anders geartetes Individuum Nur die gesellschaftliche und militärische Überwucherung süddeutschen Lebens durch das forsche Temperament des Ostelbiertums ließ im süddeutschen Bewußtsein den Sinn der Eigenart ersticken, weil man hier des falschen Glaubens lebte, daß die guten Seiten preußischer Art an die borussische Gegenständlichkeit zurückgebliebener Gesellschaftsbildung logisch geknüpft seien. Die Wahrheit ist, daß diese **guten** Seiten sich besser und reiner gezeigt hätten, wenn die ostelbische Dreingabe nicht gewesen wäre Der **Zusammenbruch** der preußischen **Soldateska** im Jahre 1806 und der Adlerflug des preußischen **Volksheeres** in dem **Befreiungskriege 1813** beweist dies einwandfrei.

Der christliche Konservatismus hat die Aufgabe, die deutsche Original-Mentalität wieder herzustellen, indem er den „Leutnants“-geist des Militarismus bannt und den Gedanken der Vaterlandsverteidigung auf die christlich-sittliche Basis stellt

Sozialismus und gesellschaftliche Gliederung

Man kann sagen, daß der Sozialismus der wissenschaftlichen Schulen überwunden ist; im sozialen Denken der zuständigen sowohl, wie im kaum versuchten praktischen Die Erfahrungen, die in Rußland, Ungaen und München gemacht wurden, sprechen nicht für ihn. Sofern der Sozialismus als Staats- und Gesellschaftslehrer auftrat mit dem Anspruch, praktischer Verwirklichung entgegengeführt zu werden, galt er wohl bei rationellen Denkern immer für abgelehnt, weil die tiefste Essenz seines Wesens unpsychologisch ist und der Erfahrung widerspricht

Es kommt aber beim Sozialismus letzten Endes gar nicht auf die „exakt“ formulierte Ansicht und gesellschaftlich-wirtschaftlichen Forderungen an; der Sozialismus ist viel mehr als das: er ist eine im tiefsten der menschlichen Seele verwurzelt liegende Idee des gesellschaftlichen Idealismus, der die Menschheit der bestmöglichen Form ihres staatlichen und gesellschaftlichen Daseins zuführen will In diesem Drängen, das durch die Jahrtausende der Menschheitsgeschichte geht, spricht sich aus ein Idealismus von hohem Schwung, denn es ist gewiß keine sittliche Minderwertigkeit, der Menschheit aus dem wüsten Kampf ums Dasein, mit seiner Sorge, seinem Elend, seiner Verrohung, seinem Pauperismus, seinen bestialischen Kämpfen um den besten Futtertrog befreien zu wollen Alle, die edel fühlen, werden dies Drängen und Fühlen verstehen; insbesondere wird der Christ, dem aus der Grundtatsache der Erlösung der Welt durch das Gottesopfer der Liebe die gewaltige Ethik der Bergpredigt in kausalen Zusammenhängen erwachsen ist, den sozialistischen Ideenflug nicht mit dem kalten Lächeln des „Realpolitikers“, der in der Regel durch seine Geburt auf den Höhen

der Menschheit steht, — wenn ihm nicht durch Skrupellosigkeit eine fette Pfründe als Aufsichtsrat zugefallen ist — abtun, sondern versuchen, dem allgemein menschlichen und geistigen Ideengehalt des Sozialismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Um so mehr, als es nicht die schlechtesten unter den politischen Christen waren — von den Männern aus dee Apostelgeschichte an gerechnet —, die im Sozialismus die am schärfsten ausgeprägte Gemeinschaftsidee erkannten. Sozialistische Bestrebungen gab es zu allen Zeiten, denn so alt wie die Menschheit, ist die Not und das Bestreben, sie zu beseitigen.

Der Sozialismus hat, wie alle geistigen Ideen, Wandlungen durchgemacht. In diesem Buche, das sich die Aufgabe stellt, aus Gesetz und Wesen der Entwicklung Richtpunkte für eine praktische christlich-konservative Politik abzuleiten, muß diese Entwicklung besonders bewertet werden. Vorweg genommen kann werden, daß der Irrtum des Sozialismus in dem Augenblick zu einem die Welt bedrohenden gesellschaftspolitischen Irrtum wird, da er seine sozialistische Anschauung mit dem Materialismus verbündete und aus diesem heraus zu einem rohen Atheismus gelangte und so nicht allein das sympathische am Sozialismus vergewaltigte, sondeen die ganze Idee der direkten Unfruchtbarkeit überantwortete. Hat der Sozialismus überhaupt je eine Berechtigung gehabt, so doch nur als eine ethische, die sich auf jener mächtigsten, die Menschheit von je bewegenden Anschauung aufbaut, auf der der transzendenten Religion, die des Menschen Fortsetzung aus dem Irdischen ins Ewige verlangt. Durch die Verquickung des Sozialismus mit dem gottlosen Materialismus hat ee sich aus der Sphäee der Geistesmächte selbst gestrichen. Keine wirtschaftspolitische oder gesellschaftspolitische Idee kann bestehen, wenn sie sich dee religiösen Grundlagen, dee religiösen Weltanschauung entäußert. Wohl hat der grobe Materialismus die sozialistische Entwicklung auf die höchste Höhe des politischen Agitationserfolges gebracht, aber damit war gleichzeitig die innere Kraft gebrochen. Auch die größten Zahlen können diese Tatsache nicht verschleieen. Aus dem Sozialismus muß eine neue Idee werden. Versteht der christliche Konservatismus seine Zeit und seine Aufgabe, so wird er an dieser Neugestaltung sozialistischer Ideen positiv mitarbeiten und versuchen,

dem **allgemein-menschlichen** des Sozialismus den Generalnenner einer positiven christlichen Anschauung vorzusetzen.

Soll die Idee des Sozialismus richtig verstanden werden, so muß man den Blick auf seine jeweiligen geschichtlich gewordenen Ausdrucksformen lenken, wie sie weltliterarisch bei den europäischen Völkern erscheinen und unter den Begriff der **Zukunftsstaatsbewegung** zu bringen sind.

Die erste, für alle nachfolgende maßgebende Zukunftsstaatstheorie findet sich bei **Plato**; er gibt sie in seinem Werke vom „Staat“, ausführlicher in dem Buch von den „Gesetzen“, von dem gar viele, die darüber geschrieben haben, nicht wissen, daß es sozialistisch gedacht war. Rekapitulieren wir kurz. Regieren sollen die Philosophen, in die bürgerlichen Stellungen kommen die tüchtigsten; wir haben es hier mit dem Urbild des Satzes: den tüchtigsten an seinen Platz zu tun. In diesem Staat herrscht der Kommunismus als System gleichmäßiger „Verteilung“. Das Ackerland ist in 5040 [1]) **gleiche** Lose geteilt; der älteste Sohn erbt; die Höfe sind unteilbar und unveräußerlich; wir sehen diesen Gedanken im niedersächsischen Höferecht wieder erscheinen. Die Lose sind auf 12 Bezirke verteilt. In der Mitte liegt die Hauptstadt. Der untrennbare Begleiter aller sozialistischen Ideen erscheint schon bei Plato: eine Fülle von Beamten. Da gibt es Stadtmeister, Marktmeister, Landmeister und eine obere Verwaltungsbehörde mit dem Rat, den 37 Gesetzeswächtern mit einem Erhaltungsrat, einem Rechenschaftsrat und einer Behörde zur Kontrolle, der Beamte beigegeben sind. Sie alle werden durch Volkswahlen gewählt. Plato sieht nicht weniger denn 6000 Richter, die Heliasten, für seinen Staat vor. Die politische Verfassung ist eine Kombination zwischen Monarchie und Demokratie.

Genau geregelt sind Familienleben und Erziehung. Die Männer **müssen** zwischen 25 und 35 Jahren heiraten, Frauen zwischen 18 und 20, schöne Menschen zu erzielen, soll besondere Aufgabe sein, unfruchtbare Ehen werden getrennt.

Handel und Verkehr stehen unter scharfem Zunftzwang; vor

---

[1]) Die Zahl 5040 ist ein Ergebnis aus pythagoreischen Zahlenspielereien, die die Philosophie jener Tage sehr ernst nahm.

dem 40 Lebensjahr darf kein Bürger auf Reisen gehen Für jede Drachme verfälschter Waren bekommt der Verkäufer einen Geißelhieb

Im Straf- und Prozeßwesen herrscht große Strenge Mord, Tempel- und Religionsschädigung werden mit dem Tod bestraft; auch bei Unverbesserlichen ist die Todesstrafe vorgesehen; im übrigen herrscht das Besserungssystem

Die den Staat beherrschen sollenden **religiösen** Vorstellungen erregen unser besonderes Interesse Plato äußert sich scharf gegen Unglaube und Aberglaube Daß Götter überhaupt nicht seien, ist ihm dünkelhafter Übermut der Jugend; ebenso eifert er heftig gegen die Anschauung, als ob sich die Götter nicht um den Einzelnen kümmerten, aber andererseits weist er es bestimmt zurück, daß die Götter durch Opfer und Gebete sich bestimmen ließen, aus Recht Unrecht zu machen

Das Glück aller Bürger soll erreicht werden Die Konsequenzen des platonischen Staatszieles — darauf hebt er mehr im Buch vom „Staat", als in dem von den „Gesetzen" ab — zielen auf völligen Kommunismus mit Weibergemeinschaft Die Frauen werden von den Herrschenden ausgewählt und den Kriegern zugeteilt Diese bilden als „Herde der Wächter" eine besondere Gemeinschaft Die besten Krieger werden mit den besten Frauen zusammengeführt; es wird dafür gesorgt, daß die Geburtenzahl der der Todesfälle gleich ist Schönen und ausgezeichneten Männern wird häufigere Paarung gestattet Damit die Krieger ihre Macht nicht mißbrauchen, wird Beseitigung des Privatbesitzes angestrebt und Weibergemeinschaft empfohlen Diese ausschweifenden Ideen im „Staat" läßt Plato in dem Buch von den „Gesetzen" fallen, wenigstens sehen wir hier nur diejenigen Institutionen verlangt, von denen zuerst die Rede war

Es hat dem Staats- und Gesellschaftssystem Platos nicht an scharfen Kritikern gefehlt Aristoteles, Hypodamus von Milet und besonders Aristophanes zogen dem System scharf zu Leibe, Aristophanes kritisiert die falsche Eigentumspsychologie des Staates, indem er daran hinweist, daß kein Mensch mehr etwas arbeitet, wenn alle gleichviel haben und gleichviel bekommen werden In den Ekklesiazusen verspottet Aristophanes die Weibergemeinschaft mit ihrer Forderung, daß sich die Frauen die Männer aussuchen

sollen, indem er uns die keifenden alten Weiber vorführt, die sich um die jungen Männer reißen [1])

Die Bücher des Plato über den „besten Staat" und die „Gesetze" sind, wie betont, die Grundlage aller späteren Ideen vom Zukunftsstaat geworden Wir sehen ähnliche Schöpfungen der späteren Griechen in der „Cyropädie", bei Arabeen und Juden auftauchen. Immer ist die Menschheit auf der Suche nach dem Zukunftsstaat, nach dem Staat der Gleichheit und vollkommenen Gerechtigkeit

Mit dem Erscheinen des Christentums war die Idee des Zukunftsstaates nicht überwunden Es lag im Gegenteil für oberflächliche Betrachtung nahe, aus der Ethik der christlichen Lehren die Gesellschaft brüderlicher Gleichheit abzuleiten. Ein heute vergessenes Buch des positiven evangelischen Pfarrers Todt über den sozialistischen Ideengehalt des Christentums [2]) führt in gründlicher Untersuchung den Nachweis, daß Sozialismus und Christentum sich nicht gegenüberstehen, wenn man unter Sozialismus nur die Lehre versteht, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander nach den Grundsätzen brüderlicher Gleichheit zu ordnen, und wenn man gleichzeitig diesen Fragen nur eine sekundäre Bedeutung zuerkennt, da das Christentum seinem Wesen nach supranaturalistische Erlösungsreligion ist und die politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Dinge der Welt bei all ihrer anerkannten Bedeutung nur nachgeordnet sind Darüber kann kein Zweifel bestehen; auch wenn wir den Kommunismus der ersten christlichen Gemeinden — Apostelgeschichte 4 — als erste christlich-

---

[1]) Die Weibergemeinschaft im „besten Staat" Platos wird vertreten in Timäus Kap 1, in dem Sokrates auf die Frage was wurde aber über Erzeugung von Kindern gesagt, antwortet: „Das war doch wohl wegen der ungewöhnlichen Bestimmungen leicht zu behalten, daß wir nämlich Ehen und Kinder und alles, was damit zusammenhängt, für alle gemeinschaftlich machten, darauf bedacht, daß niemals einer die von ihm Entsprossenen als seine eigenen Kinder herausfinden sollte, sondern alle sollten alle andern als Blutsverwandte betrachten, als Schwestern und Brüder, soweit sie innerhalb des betreffenden Zeitabschnittes geboren würden, die aber vorher und noch weiter zurück Geborenen als Eltern und Großeltern und die in absteigender Linie Geborenen als Kinder und Kindeskinder"

[2]) R Todt, Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft. Wittenberg 1878 Verlag R Herrosé

soziale Erscheinung jener Zeit ihrem vollen geschichtlichen und sozialistischen Wert nach einschätzen Bei diesem Kommunismus der christlichen Urgemeinden handelt es sich um Nebenerscheinungen von keinerlei verpflichtendem Charakter; denn es war immer nur ein freiwilliges Geben, niemals aber ein Nehmen und Fordeen, niemals eine Lehre von staaten- oder gesellschaftsbildender Bedeutung Wenn sich heute Hunderte oder Tausende von Christen zusammentun, um in einer kommunistisch eingerichteten Kolonie zu leben, so ist vom sittlichen oder gar vom christlichen Standpunkt aus nichts dagegen einzuwenden Wir sehen ja ähnliche Gedanken mannigfach sich verwirklichen — es wird davon noch die Rede sein —, so auch in der Einrichtung der Brüdergemeinde

Man darf — geschichtlich betrachtet — mit viel größerem Recht behaupten, daß die großartige Erscheinung der christlichen Kirche mit ihrer, die ganze geistige und seelische Essenz der Menschen zusammenfassenden und aufs höchste steigeenden Tendenz die politisch sozialen Strebungen als Erscheinungen niederer Triebkräfte zurückdrängt. Und so ist es kein Zufall, sondern eine geschichtlich leicht erklärbare Erscheinung, daß Zukunftsstaatsideen in den Anfangszeiten des Christentums nicht aus diesen, sondeen aus ihnen feindlichen Anschauungen erwuchsen Wir wissen, daß Plotin, der Neuplatoniker und große philosophische Eklektiker, den ganzen sittlichen Ideengehalt der heidnischen Weltanschauung zu einer entscheidenden Tat gegen die vordrängende Macht des Christentums zusammenfassen wollte, indem er in Campanien den Staat „Platonopolis“ zu gründen versuchte, aufgebaut auf den Ideen Platos vom „besten Staat“. Es ist ja auch ganz klar, daß die vorchristliche Zeit, die in ihrem Denken, Fühlen und Streben viel weniger spiritualistisch war, wie das ganz aufs Geistige und Jenseitige gestellte Christentum, politisch sozialer Spekulation auf Errichtung irdischer Reiche der Glückseligkeit Vorschub leisten mußte

Eest die Entdeckung Amerikas gab den Ideen vom Zukunftsstaat wieder neuen Ansporn. Von dort vernahm man die seltsame Kunde der Existenz kommunistischer Reiche Die Nachrichten vom Lande Montezumas und der Kaziken mit ihrer Sozialtheokratie griffen in manches Herz tiefer ein und ließen das Ideal vom Bruderstaat der Gleichheit und Gerechigkeit wieder aufs neue entstehen

Thomas Morus, der große englische Kanzler, den Heinrich VIII. enthaupten ließ, hat in seinem „Staat“ zum zweitenmal die europäische Grundlage für alle Zukunftsstaatsphantasien gelegt. Er erzählt uns die Geschichte von den „Fortunatae“, den glücklichen Inseln, die menschliches Leid und Ungerechtigkeit verbannen und der ehrlichen Arbeit ihr Recht verschaffen. Thomas Morus führt die Sache so ein, daß er einen aus der neuen Welt zurückgekehrten Reisenden, den Raphael Hythlodäus, über die Einrichtung des Staates „Utopia“ erzählen läßt.

Danach ist Utopia eine Insel, die 200000 Schritt breit und lang ist. Sie hat 54 gleichmäßig erbaute Städte, in denen alles gleich ist. Jede Stadt hat 20000 Morgen Grundgelände, das gleichmäßig unter die Familien verteilt ist. Jede Familie besteht aus 40 Männern und Frauen, davon 2 — Sklaven — 20 Ackerbauer kehren in jedem Jahre zurück und werden durch 20 andere ersetzt. Der Ackerbau ist dienstpflichtig. Die Staatsverfassung ist demokratisch. 30 Familien wählen einen Magistrat, den Philarchen, 10 Philarchen mit 300 Familien unterstehen den Tranıboren, die 1200 Philarchen wählen den „besten“ zum Führer. Dieser und die Tranıboren halten alle drei Tage Sitzung, um das Wohl des Landes zu beraten.

Neben dem Ackerbau wird das Handwerk betrieben; es herrscht ein sechsstündiger Arbeitstag; sie unterrichten sich in öffentlichen Sälen und können ihr Handwerk nach Erledigung der obligatorischen Arbeitspflicht weitertreiben. Alle Bedürfnisse sind einfach. — Jede Stadt hat 6000 Familien. Jeder Stadtteil einen Markt, auf dem die Einkäufe unentgeltlich vorgenommen werden können. Die Mahlzeiten sind gemeinsam; mit einem Trompetenstoß wird zu ihnen eingeladen. Das Reisen ist sehr erschwert — man beachte die Bestimmungen bei Plato. Goldmünzen gibt es nicht, wie überhaupt das Gold im Verruf ist, Eisen dagegen ist hochgeschätzt. Ohne Sklaven kann auch dieser Staat — wie der Plato — nicht auskommen. Sie erstellen sich aus den im Krieg gemachten Gefangenen, die mit dem Schwert in der Hand betroffen wurden und den Schwerverbrechern. Krieg wird nur im Fall der Bedrängung geführt, die utopische Weltanschauung ist durchaus pazifistisch. Der Gottesglaube ist Vorschrift. Wer Gott oder die Un-

sterblichkeit leugnet, dem wird der Bürgertitel versagt; auch hier hat man es mit einem Nachhall platonischer Ideen zu tun. Im übrigen aber herrscht Religionsfreiheit. Es gibt keine Stände und keinen persönlichen Grundbesitz. Die Bürger werden zur Einfachheit, Arbeit und Mäßigkeit erzogen. Betrug, Diebstahl, Mord gibt es nicht, da jeder, was er braucht, unentgeltlich bekommt. Der Unterricht ist in gemeinsamen Schulen; in den Wissenschaften werden Astronomie und Wetterkunde bevorzugt. Außerdem wird vor jeder Mahlzeit — das Mittagessen ist kurz, das Abendessen lang, gewürzt durch Musik — den Versammelten aus einem „moralischen Buch" ein Abschnitt vorgelesen.

Die moralische Verfassung des Staates ist, wie aus der kurzen Schilderung hervorgeht, epikureisch: Der Mensch ist zum Glück geschaffen. Darum soll er auf dieser Erde behaglich, ohne Auswirkung starker Leidenschaften leben und auch im Jenseits kann es sich nur um eine neue Fortsetzung dieses Daseins der Zufriedenheit handeln. Den augenfälligen Genuß fliehen, um die größere herrliche Zufriedenheit einzutauschen — darauf geht die Ethik der Utopier hinaus; sie soll die harmonische Daseinsform verbürgen. Unheilbare Kranke erhalten vom Priester einen einschläfernden Todestrank; wer sich aber selbst ermordet, gilt als ehrlos; sein Leichnam wird in den Morast geworfen.

Die Ähnlichkeiten dieses Morusschen Staates mit dem Platos liegen auf der Hand. Und doch besteht ein scharfer Gegensatz. Bei Plato die durchgebildete abstrakte Staatsidee; der Staat ist alles in allem; er ist Spender des Glücks, aber auch der Persönlichkeit; der Bürger ist durchaus „zoon politikon" der Staat ist restlose Erfüllung des politischen, humanen, sittlichen Ideals.

Bei Morus ist der Staat der „Praktiker"; er tritt unverkennbar mit den Merkmalen des „Sozialpolitikers" auf; er will „praktische Politik" treiben; er betrachtet den Menschen als sozialwirtschaftliches Individuum, dessen Bedürfnisse zu erfüllen sind. Thomas Morus der Kanzler stand dem Leben näher, als der Philosoph Plato. Das muß noch unter einem ganz besonderen Gesichtspunkte betrachtet werden. Zur Zeit des Thomas Morus herrschte in der Welt, besonders in England, eine Periode „aufschweifenden Kapitalismus" mit all den Begleiterscheinungen,

wie die kapitalistische Ära sie zeitigt: maßloser Luxus mit einem dreisten, anmaßenden Müssiggängertum auf der einen Seite — dazu die Sittenlosigkeit im Geschlechtlichen, man beachte Heinrich VIII. mit seinen Eheskandalen —, Armut, Bedürftigkeit, Mangel an sozialen Einrichtungen auf der andern Seite. Da mußte bei allen vornehmen Geistern eine Reaktion erfolgen Nun kamen die Nachrichten aus der „Neuen Welt“ mit ihren kommunistischen Staaten und dem „Glück“ seiner Bewohner, ihrer Einfachheit und Unverdorbenheit, ihren milden Sitten und dem leicht zu tragenden politischen Regiment Da war es für einen Mann wie Morus, der das Leid seiner Zeit auf der Seele trug, ein Bedürfnis, dieser Zeit den Spiegel vorzuhalten Und so schuf er sein „Utopien“. Dieses Utopia ist weiter nichts als eine einschneidende Kritik an dem Zustande Englands, die sich Morus von der Seele schreiben wollte. Zu dieser Überzeugung kommt man um so mehr, wenn man die der Erzählung Raphaels vorausgehenden Erläuterungen und Aussprachen hinzurechnet Raphael — natürlich eine fingierte Figur — sagt zu Morus, indem er die Gütergemeinschaft in Utopia preist: „Überall wo das Eigentumsrecht herrscht, wo man alles mit Geld mißt, wird von Zufriedenheit und gesellschaftlichem Wohlergehen nie die Rede sein können Man müßte es dann recht nennen, daß das öffentliche Vermögen einer Handvoll Individuen, die unersättlich sind, zur Beute wird, während die Masse vom Elend verschlungen wird“

Da haben wir die Zustände Englands geschildert unter Heinrich VIII mit ihrer sozialen Zerklüftung, dem Hochmut und der Vergnugungssucht der Privilegierten, der Armut der breiten Massen. Diese Verhältnisse sind es, die dem Kanzler die Feder führen zu seinem Idyll, von dem er wohl weiß, daß es psychologisch unmöglich ist und den Naturgesetzen menschlicher Lebensbedingungen widerspricht Indem Thomas Morus zum sozialen Schilderer und Kritiker wird, gibt er Ziele und Richtpunkte für eine gesunde soziale Reform Wenn Morus deshalb von einem anonymen Schriftsteller[1]) als der „erste Sozialpolitiker“ der modernen Zeit angesprochen wird, so darf man ihm vollkommen beistimmen.

[1]) „Schlaraffia politica“. Leipzig 1892. Verlag Fr Wilh Grunow

Das Beispiel der Morusschen „Utopia“ wirkt verführend auf die mittelbar nachfolgende Zeit, denn sein theoretischer Kommunismus war die Unterlage für eine Reihe ähnlicher Schöpfungen.

Vorübergehend wurden auch Versuche praktischer Verwirklichung unternommen. Thomas Münzer errichtete zwischen 1524 und 1525 im alten thüringischen Mühlhausen das kommunistische Reich, und Johann Bockelsohn, genannt der Prophet von Leyden, gründete in Münster die Herrschaft der Wiedertäufer mit Kommunismus und Vielweiberei. Die Reichen wurden beraubt, wer widersprach, wurde um einen Kopf kürzer gemacht. Die Genossen des Propheten: Mathiesen, Knipperdolling errichteten eine Schreckensherrschaft; die Tage der Münchner Bolschewistenherrschaft gleichen ihnen in manchen Einzelzügen aufs Haar. Blutrünstige Metzeleien und Orgien der Unzucht lösten einander ab. Und als der demokratische Prophet sich zum theokratischen König ernannte, stieg der Wahnsinn aufs höchste. Ein Jahr lang vermochte sich das Regiment des Kommunismus und der Vielweiberei zu halten, dann brach es unter den Schwertstreichen der rheinischen Fürsten und Bischöfe zusammen. So wiederholt sich alles in der Welt, madufiert nach dem jeweiligen Stand der politisch-öffentlichen Technik. Aber alle diese Bewegungen lassen Spuren zurück, die sich in das Geistesleben der Völker eingraben und im gegebenen Augenblick gestaltende Kraft erweisen, um einer neuen Entwicklungslinie Richtung zu geben.

Nicht ganz 100 Jahre später sehen wir im romanischen Teil Europas, in Italien, einen neuen Zukunftsstaatsmann auftauchen: den römischen Mönch Campanella mit seinem „Sonnenstaat“. In jahrzehntelanger Gefangenschaft hat Campanella eine Reihe philosophischer und theologischer Schriften verfaßt, die ihn als einen scharfsinnigen Denker erweisen. Diese interessieren uns hier nicht. Von bleibender kulturhistorischer Bedeutung hingegen ist seine Zukunftsstaatsphantasie, die als ein Niederschlag der tiefgehenden sozialen Bewegungen des 16. und 17. Jahrhunderts angesehen werden muß. Der „Sonnenstaat“ Campanellas ist ein methodisch durchgeführter Aufriß des kommunistischen Gemeinwesens. Im Indischen Ozean liegt die Insel Taprobane; sie ist bebaut mit sieben ineinandergeschachtelten Kreisen. Die Regierung hat einen Priester-

fürst Das persönliche Eigentum ist nach Campanella die Wurzel alles Übels: eigene Wohnung, eigene Weiber, eigene Kinder darf es sonach nicht geben. Die Menschenzüchtung ist die Hauptsache; die Paare werden ausgesucht und einander zugeführt, wie bei Plato; auch werden Kunst und Wissenschaft gepflegt. Das Leben der Staatsbürger ist genau geregelt. Es herrscht eine vierstündige Arbeitszeit (bei Thomas Morus sechsstündige) Wer die größte Zahl von Gewerben beherrscht, ist am höchsten geachtet Es wird in großen Sälen gemeinsam gegessen; ein Oberarzt überwacht den Küchenzettel; der Weingenuß wird verschmäht, für den Italiener eine bemerkenswerte Konzession Die Produktion ist in gemeinsamen Vorratshäusern aufgestapelt, aus denen jeder unentgeltlich befriedigt wird. Überall ist strenge Leitung und Aufsicht Jeder Privatbesitz ist ausgeschlossen Es herrscht vollständige Weibergemeinschaft, die bis zur Promiskuität „entwickelt" wird. Alle müssen beichten. Mäßigkeit und Bedürfnislosigkeit sind sittliches Erfordernis. Die Naturwissenschaft wird eindringlich gepflegt Als Ergebnis dieser Pflege entsteht eine Hygiene, durch die die Menschen sich im 70 Lebensjahre wieder verjungen können und 200 Jahre alt werden Auch das Luftschiff sieht Campanella voraus

Man erkennt ohne weiteres, daß man es in diesem bis ins kleinste ausgearbeiteten „Zukunftsstaat" mit einer Mischung von Plato und Morus zu tun hat Nur hat der Italiener überall die letzte Konsequenz gezogen, den „bürgerlichen" Staat vollkommen ausgemerzt und ein radikal kommunistisches Gebilde an seine Stelle gesetzt

Ungefähr zur selben Zeit hat ein evangelischer Pfarrer in Schwaben Andreae (1586 geboren) ein Gegenstück zu Campanella geliefert; sein Buch erschien 1619 In hundert „kurzen Kapiteln" erläutert er seine Ideen Auch er geht von einem regelrecht durchgeführten Kommunismus aus Aber gegenüber Campanella steht er im Sittlich geschlechtlichen auf dem Boden der christlichen Auffassung; den erotischen Zynismus des Italieners lehnt er ab; die Bürger seines kommunistischen Staates leben in evangelischer Zucht Es wird deutlich, daß Valentin Andreae kein Himmelsstürmer ist und daß es ihm darauf ankommt, die Bürger seines Zukunftsstaates zu wirklichen Christen zu erziehen Er nimmt

die Gemeinden, die er erlebte — in Herrenberg ist er geboren, in Vaihingen hat er amtiert — zum Vorbild und will den bürgerlichen Frieden dieser Gemeinwesen der sozial erregten Gesellschaft seiner Zeit entgegenhalten.

Was Morus, Campanella, Andreae, Thomas Münzer und Johann von Leyden an sozial bewegenden Ideen und Gedanken in die Zeit geworfen haben, bleibt nicht resonanzlos. Wir können es heute natürlich nicht mehr feststellen, welchen Widerhall diese aufwühlende Gedankenwelt im eigentlichen Volk gefunden hat, wenn wir auch aus den Dokumenten Münzers und Bockelsohns — und noch mehr aus denen des Bauernkrieges — ziemlich sicher erkennen dürfen, daß die Gedanken sozialer Reformen doch tief ins Bewußtsein der Menschen gedrungen waren.

So kann es nicht wundern, daß wir den Zukunftsstaat aus dem Reich der Ideen auf einmal in das der Wirklichkeit überführt finden. Es handelt sich um den **Jesuitenstaat in Paraguay**. Dieses wurde 1515 entdeckt und die spanischen Jesuiten drangen 1586 dort ein. Sie fanden die sogenannte „Kommanderien" vor, landwirtschaftliche Großbesitze, die der Spanier „erworben" hatte und die eingeborenen Indianer als eine Art Sklaven zur Bewirtschaftung der Güter verwandten. Die Jesuiten suchten das Los der Hörigen zu mildern, nachdem sie dort Privilegien erlangt hatten. Sie erstanden es, diese auszubauen und errichten es schließlich, daß Philipp III. ihnen das Gebiet vom Andes bis zum Küstengebirge überließ, in dem sie die „Reduktionen" errichteten. Geborene Spanier wurden als Kolonisten nicht geduldet. Das Land wurde in 31 Missionsstationen geteilt, denn die Bekehrung der Indianer war selbstverständlich das nächste Ziel. Die Guarani, diesem Stamme gehörten die Indianer an, waren ein leitsames Volk. Von einer Religion dumpfen Aberglaubens beherrscht, war es nicht schwer, sie für das Christentum zu gewinnen, obwohl sie der Trunksucht ergeben waren. Nach Durchführung der Bekehrung fingen die Jesuiten an, den neuen sozialen Staat einzurichten. Er bestand aus 300 000 Familien. Die Gegner der Jesuiten warfen diesen vor, daß die Städte Paraguays nach dem Schema des Campanella eingerichtet gewesen seien. Darin kann kein Vorwurf liegen, denn ließ man sich überhaupt auf die Gründung eines

sozialistischen Staats ein, so lag der städte-technisch sorgsam durchgeführte Plan Campanellas nahe, der ja in seinem Wesen die widerspruchsvollsten Ideen vereinigte. extreme Hierarchie und ausschweifenden Sozialismus, ein Mann rationeller Naturwissenschaft und ein zügelloser Phantast, asketischer Mönch und krankhafter Erotiker.

Die Städte der Jesuiten hatten nie unter 2500, und nicht über 7000 Einwohner In der Mitte war das Gotteshaus, darum herum die Häuserblöcke Vor den Toren der Städte gruppierten sich die Ziegelbrennereien, daran schlossen sich kleine den Einzelnen gehörige Grundstücke Dann kam das **ungeteilte Ackerland**, das gemeinschaftlich bebaut wurde mit Reis, Baumwolle, Tee, Orangen, Gemüsefelder, Zuckerrohr Die zu Christen gewordenen Indianer standen unter straffer Organisation. Vor Anbruch der Arbeit wurde Gottesdienst abgehalten, am Abend folgte die Abendandacht; des Sonntags wurde ein feierlicher Gottesdienst zelebriert

Besonderer Aufmerksamkeit wurde der wirtschaftlichen Erziehung gewidmet Denn die Guarani waren habsüchtig und zeigten starke Neigung, über die kommunistischen Stränge zu schlagen So wurde auf vollkommene Verdrängung des Privateigentums hingearbeitet; es gab nur Gebrauchseigentum in kleineren Werten, das Erbrecht war gänzlich beseitigt Das Land wurde gemeinsam bearbeitet und das Zugvieh blieb Gemeineigentum Der einzelne Ackermann erhielt jährlich ein Joch Zugvieh, das abgeliefert werden mußte. Das Handwerk wurde fabrikmäßig betrieben

Die Sorge um die Hauswirtschaft war ausgeschaltet, da auch hier alles gemeinsam betrieben wurde; Fleisch, Salz wurde täglich gleichmäßig verteilt Im **Innern** gab es keinen Handel; der Handel mit den andeen Ländeen wurde von den Staatsleitern besorgt; die Indianer waren hier ausgeschlossen Nach außen wurden nur Rohprodukte verkauft Geld als Tauschmittel war unnötig Die Nichteinführung des Geldes in den gesellschaftlichen und Produktionsarganismus erschien den Staatslenkern als der höchste Triumph ihrer kommunistischen Volkswirtschaft

Die Erziehung der **Jugend** erfolgte durch den Staat. Die Männer vom 17., die Mädchen vom 25. Lebensjahre durften

heiraten; doch war es mehr ein „Zusammengeben“, denn freie Wahl. Auf die Rechtspflege wurde große Sorgfalt verwandt; die Beichte war ihr wesentliches Instrument. Unverbesserliche wurden jenseits der Grenzen fortgeschafft. Man unterhielt auch ein „Heer“ von 30 000 Mann, das in allen Kriegskünsten unterrichtet wurde.

Das war in großen Umrissen der verwirklichte christlich-soziale Staat. Man darf bei der ganzen Anlage nicht vergessen, daß er für Wilde berechnet war, für Volksstände, die aus ererbter Unkultur befreit, dem Müßiggang, den Lastern der Trunksucht, des Diebstahls entfremdet werden sollten. Der ganze Staat mit allen seinen Einrichtungen diente planmäßig der Erziehung einer minderwertigen Rasse, um ihre Emporentwicklung zu einer vollwertigen zu ermöglichen. Die Jesuiten irrten sich im Mittel. Was sie erstreben wollten, konnte mit dieser Form staatsbürgerlicher Erziehung nicht erreicht werden. Der Kommunismus ist selbst für niedrig organisierte Völker kein Kultur erzeugender Faktor. Der sozialistische Staat wirkte wie ein Zuchthaus; er schuf keine inneren Werte; er ging an seiner falschen Psychologie zugrunde. Als im Jahre 1750 Paraguay durch den spanisch-portugiesischen Vertrag Portugal zugewiesen wurde, hatte dieses keine großen Anstrengungen nötig, um die Auflösung des Gemeinwesens herbeizuführen. Es gab zwar heftige Kämpfe zwischen dem Orden und Portugal, aber das Schicksal des kommunistischen Staats war besiegelt; auch die gewiegte Staatskunst der Jesuiten konnte dies künstliche Gebilde, das den freien Wettbewerb der Menschen unterernander und die Selbstverantwortung des Einzelnen ausschaltete, nicht erhalten; die sozialen Pfeiler, auf denen es ruhte, waren im innern morsch. Der gesunde Staat braucht freie Bürger, die durch selbstgetätigte Unternehmung und Initiative die Schaffenskräfte im Wirtschaftlichen und Sittlichen aufrecht erhalten.

Versuche, kommunistische Ideen zu verwirklichen, wurden auch im Verlaufe der kommenden Zeiten immer wieder unternommen, denn die geistige Produktion von Theorien und Systemen des Kommunismus nahm ungehindert ihren Fortgang. Es sollen, um diesen Ideengang in seinen wichtigsten Etappen darzustellen, auf die bedeutenderen Schöpfungen, im systematischen, wie im rationalistischen, kurz hingewiesen sein.

Im Jahre 1755 erschien von dem Franzosen A. Morelly ein Werk: „Das Gesetzbuch der Natur", in dem das ganze Material des utopischen Kommunismus, das von Plato über Thomas Morus bis zu Campanella zusammengehäuft war, methodisch geordnet und, wie man heute sagen würde, auf „wissenschaftliche" Unterlagen gestellt war. Morelly erbaut seinen Zukunftsstaat nicht in einem Roman oder einer Erzählung, er schrieb eine gelehrte Abhandlung und versuchte eine durchgeführte Systematik im Paragraphenstil; das machte einen gediegenen Eindruck und verlieh dem Werk auch im Äußern ein wissenschaftliches Ansehen. Die Hauptforderungen sind: Nichts in der Gesellschaft steht im Privatbesitz, alle werden auf Kosten des Staates erhalten; jede Stadt erhält Ackerboden nicht als Eigentum; alle Bürger müssen vom 20. bis 25. Lebensjahr auf dem Acker Dienste tun. Die Zehn- bis Dreißigjährigen erhalten Uniform; die Alten und Kranken kommen ins Asyl.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung wird die Nation in Familien, Tribus und Städte eingeteilt; ist die Nation besonders groß, in Provinzen. Die Produkte werden in großen Magazinen untergebracht. Gekauft und verkauft wird nichts. Wer Brot braucht, holt es beim Bäcker, dieser holt sein Mehl aus dem Vorratshaus. Wer Schuhe braucht, geht zum Schuhmacher, dieser versorgt sich wieder aus der Vorratskammer. Bei der Landwirtschaft kann man bis an sein Lebensende verbleiben, so lange es die Kräfte gestatten. Alle Städte sind nach einem System angelegt; es wiederholt sich hier, was Thomas Morus und Campanella über Stadtanlagen festgesetzt haben. Die Verfassung ist demokratisch; die Provinzen oder kleineren Gemeinwesen werden von einem Senat regiert, der sich aus den Bürgern, die über 50 Jahre alt sind, zusammensetzt. Die übrigen Familienväter haben beratende Stimme für den Beruf, in dem sie arbeiten. Die Provinz-Senatoren wählen ein Landesoberhaupt, den General, dem der aus den Provinz-Senatoren gewählte Ober-Senat zur Seite steht. Die Gesetze sind unabänderlich; wer sie ändern will, verfällt strenger Strafe.

Der Mann wird verheiratet; wer über 40 ist, kann ehelos bleiben; die Jungfrauen werden den Männern vorgeführt; im Beisein des Senats suchen sich die Männer die Mädchen aus; 10 Jahre

lang ist die Ehe unauflöslich. Der Vater der Familie bleibt, auch wenn er verheiratete Söhne hat, Oberhaupt der Familie. Von Gott weiß der Staat Morellys nichts; es ist „überflüssig, über Gott und Unsterblichkeit zu disputieren, weil wir nichts darüber wissen“. Hierin ist Morelly der Vorläufer des Comteschen Positivismus. Wissenschaft und Kunst sind verstaatlicht. Die Erziehung hat in der Hauptsache dafür zu sorgen, daß die Kinder nicht auf den verruchten Gedanken des Privateigentums kommen; denn in ihm ist die Wurzel alles seitherigen Übels. Denn, so heißt es, beim Paragraphen über das Strafgesetz, wer einen Mord begeht, oder den Versuch macht, das Privateigentum einzuführen, wird als ein Rasender und Feind der Menschheit, in die Grabeshöhlen in der Nähe der Friedhöfe eingesperrt, die als Kerker dienen. Ehebruch wird mit einem Jahr Gefängnis bestraft.

Das wäre der Hauptinhalt des Morellyschen Paragraphenwerks und „Gesetzbuchs“, das wirtschaftsgeschichtlich, sozialpolitisch und kulturgeschichtlich um deswillen bedeutend ist, da es mit seinen Begründungen der eigentliche Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Sozialismus ist, der aus den sozialistischen Begleiterscheinungen der französischen Revolution über Cabet — der noch kurz zu erwähnen sein wird —, Baboeuf, Fourier, Proudhon, St. Simon geht und bei Karl Marx und dem Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie endet.

Ganz unter Morellys Einfluß steht Babeuf, der die bürgerliche Revolution von 1789 zu einer sozialistischen machen wollte. Er brachte in seinen Artikeln, die er im „Volksfreund“ schrieb, das ganze Erbgut des politischen und sozialen Radikalismus unter einen Hut. Er gründet den „Klub der Gleichen“ und wollte mit Plato und Thomas Morus, mit dem Evangelium und Christus — immer auf dem Paragraphenstaat Morellys fußend — die neue Gesellschaft gründen. Das Direktorium aber verstand keinen Spaß und ließ den kommunistischen Reformer im Jahre 1797 enthaupten.

Von größerer Bedeutung für die Entwicklung des sozialistischen Zukunftsstaatsgedanken sind noch Owen, Graf von St. Simon und Fourier. Owen versucht es nochmals, als sozialer Praktiker sozialistische Ideen zu verwirklichen. In Lanark, in seiner Heimat, gründete er 1800 industrielle Kolonien, in denen er seine Arbeiter

am Unternehmen beteiligte; er machte sie zu Mitarbeitern des Unternehmens und beteiligte sie am Gewinn. Krankenhäuser, Schulanstalten, Versorgungshäuser wurden eingerichtet, der Kampf gegen den Alkohol unternommen. Mit großer Energie setzte sich Owen für seine Pläne ein und so gelang es ihm in der Tat, in New-Lanark eine Musterkolonie von 2500 Köpfen zu gründen, in denen er Arbeiterelementen, die gesellschaftlich und wirtschaftlich keineswegs erstklassig waren, zu einer veredelten Daseinsform verhalf. Weniger glücklich war er bei einer zweiten Gründung in Amerika, in New-Harmony. Diese und einige andere Kolonien verdarben, als die Leiter, die mit dem Geist ihres Vorbilds Owen geladen waren, zurücktraten, oder starben. Owen selbst begab sich später auf den schlüpfrigen Boden der Systematik, indem er eine Theorie entwickelte, die ausgesprochen kommunistische Ideen vertrat; Kommunismus und Weibergemeinschaft waren die Gipfelpunkte dieses Systems.

Von anderem Gesichtspunkte ging der französische Graf von St. Simon aus. Mit dem Blick des Kritikers und des christlich empfindenden Politikers sah er in die zunehmende kapitalistische Entwicklung seiner Zeit und den Materialismus. Er wollte die Arbeit „verklären", und so brachte er sie unter religiöse Gesichtspunkte. Sein System ist darum auch mehr ein religiöses, obwohl die Vorschläge, die er macht, auf der Wirklichkeit aufgebaut sind, so wie St. Simon eben diese Wirklichkeit verstand. Er wollte die Vereinheitlichung des gesamten industriellen Betriebs, an dessen Spitze eine Art Industriepapst stände, der dafür sorgt, daß in der in drei Schichten aufgeteilten Gesellschaft: Künstler, Gelehrte, Industrielle, „jeder nach seiner Fähigkeit und jede Fähigkeit nach ihren Leistungen" bewertet werden. Der Plan ist ganz utopisch, so wertvoll praktisches er im einzelnen bietet.

Das gleiche gilt von **Fourieres** Phalansterien. Es sind das Zusammenfassungen von bestimmten Arbeitsgruppen zu Gemeinschaften, in denen die Idee des Fourierismus: Gemeinschaft der Arbeit, der Lebensweise und des Vergnügens zum Ausdruck kommt; es ist ein Versuch, den „Paragraphen" des Morelly Leben zu geben. Die Ordnung in diesen Phalangen ist bis aufs kleinste festgesetzt. Nach echt französischer Methode ist auch die kleinste Äußerlichkeit berücksichtigt. Jede Phalanx hat 12—1800 Personen;

sie umfaßt das ganze Gemeinwesen in allen Altern, der Geschlechter und sämtlicher Betriebe, die zur Erhaltung des Gemeinwesens nötig sind. Grund und Boden wird gemeinsam bewirtschaftet; die Insassen wohnen in einem Riesengebäude, den Phalansterien, zusammen. Hier wird gegessen, sich unterhalten, gelehrt, geturnt, gebadet, gespielt. Das ganze Volk setzt sich aus solchen „Phalangen“ zusammen. Die sittlich-rechtliche Verfassung des Staats schließt sich wiederum an das von Morelly geschaffene Vorbild an. Fourier unterscheidet sich von den übrigen Kommunisten nur darin, daß er jedem Einzelnen aus dem Reinertrag nach Maßgabe seines Kapitals, seiner Arbeit und seiner Intelligenz Teile zuspricht, und zwar bekommt die Arbeit 5, das Kapital 4 und die Intelligenz 3 Teile aus dem Jahresgewinn, der im ganzen unter die verschiedenen Gruppen verteilt wird. Die Ehe wird nicht abgeschafft; dagegen ist Polygamie und Polyandrie erlaubt. Verbrecher gibt's in dieser Gesellschaft nicht. Die übrigen Phantastereien Fouriers übergeht man billigerweise; sie sind von ausschweifender Diesseitigkeit: die Eß- und Kochkunst wird zur Wissenschaft erhoben; die Menschen werden 144 Jahre alt, wovon sie 120 Jahre im Liebesgenuß „aktiv“ sein werden usw.

Noch wäre Etienne Cabet zu erwähnen. Im Gefängnis las er Thomas Morus. Im Geiste der Utopia schrieb er seine „Reise nach Ikarien“. Wieder in Freiheit, entfaltete er eine rege Agitation. Es ist der radikale und kommunistische und utopistische Staat, für den er wirbt. Das Eigentum ist aufgehoben; Grund und Boden wird gemeinsam bewirtschaftet; die Industrie wird in Materialwerkstätten betrieben. Gearbeitet wird 6 Stunden. Der Erziehung der Jugend wird große Sorgfalt zugewendet. Das Ziel ist: Wohlleben und ein Höchstmaß sinnlicher Genüsse. Christus ist ein Mensch, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündet hat; das gleiche müssen die Priester tun, die aber nur als Lehrer und Volksredner gedacht sind. Die Ehe bleibt bestehen. Die Staatsverfassung ist streng demokratisch und republikanisch; im übrigen aber herrscht eherner Despotismus. Es gibt keine Literatur —, keine Presse, keine Geschichtsschreibung, als die vom Staate zugelassene. Für dieses „Ideal“, das in der „Reise nach Ikarien“ auf das minutiöseste ausgestaltet ist, machte Cabet leidenschaftlich

Propaganda in seinem Journal „Le Peuple“. In Südamerika soll es verwirklicht werden. Die „Ikarianer“ waren die echten Christen, die das Evangelium des Kommunismus zu verwirklichen hatten. Hunderttausende von Angehörigen scharten sich um Cabet, um in Texas eine große Kolonie zu gründen. Am 3. Februar 1848 ging ein Schiff mit 69 jungen Ikariern nach Texas ab; es war die Vorhut, die aber elend zugrunde ging, denn die Malaria wütete und bezimierte die kleine Kolonie Fanin County in Texas vollkommen. Einundeinhalb Jahre später brach Cabet mit 250 Ikarianern auf, um sich in Nauvoo in Illinois niederzulassen. Die Erfolge waren anfänglich günstig, denn das Land war fruchtbar. Aber der Unzufriedenen wurden es doch immer mehr. Diese kehrten nach Frankreich zurück und entwickelten eine Anklage gegen Cabet. Er wurde in contumaciam zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Daraufhin kehrte er nach Frankreich zurück, erzielte eine Revision seines Prozesses und wurde freigesprochen. Stolz kehrte er heim in die ikarische Kolonie. Aber Hader und Zwist hefteten sich an seine Fersen und schließlich mußte er es erleben, daß er aus seiner eigenen Gründung verbannt wurde. Das brach ihm das Herz; kurze Zeit darauf, 1856, starb er. Die Kolonie vegetierte weiter, schmolz aber immer mehr zusammen. Das Dorf Icaria in Adams County in Iowa mit sechs Dutzend Einwohnern ist der Rest von Cabets stolzer Gründung. Ein zweifellos edles Streben ging auch hier an wilder Phantastik und Undiszipliniertheit des Denkens zugrunde.

Die sozialistischen und kommunistischen Ideen wirkten weiter. Auch in Deutschland traten sie auf, nachdem sie von Proudhon ihres allzustarken utopistischen Charakters entkleidet worden waren. Obwohl Proudhon nicht als eigentlicher Sozialist angesprochen werden kann — er wollte den Staat und seine Tätigkeit durch eine Art Wirtschafts- und Gesellschaftsvertrag auf Gegenseitigkeit ersetzen —, so muß er geschichtlich doch als der eigentliche Ausgangspunkt des sogenannten „wissenschaftlichen“ Sozialismus der Neuzeit betrachtet werden, weil seinen Vorschlägen die ganze spezifische Phantasterei der seitherigen Kommunisten fehlte und weil in der Begründung dieser Vorschläge wenigstens die formale Logik zu ihrem Recht kam.

Der deutsche Kommunist Weitling, der seine Ideen aus Paris bezog, hat in den 40er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen erheblichen Einfluß auf die geistig-sozialen Bewegungen gewonnen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man Auftreten und Arbeit des christlichen Kommunisten Gustav Werner auf Weitlingsche Einflüsse zurückführt. Dieser, ein evangelischer Theologe und Pfarrer, trieb schon als Vikar praktische Sozialpolitik, indem er 1837 in Waldorf eine Arbeits- und Kleinkinderschule errichtete, die den Elternlosen die Familie ersetzen sollte. Werner siedelte später nach Reutlingen über, um in dieser alten schwäbischen Industrie- und Handelsstadt seinen Plan einer „christlichen Veredelung der Industrien" zu verwirklichen. Er schuf große Fabriken, die nach kommunistischen Grundsätzen verwaltet wurden. Werner, als primus inter pares, stand den Instituten vor. Es wurde gemeinsam gearbeitet, gegessen usw., der Gewinn verteilt. Die ganze Lebensform war von biblisch-evangelischem Geist durchtränkt. Die Anstalten hielten sich lange und bestehen heute noch; aber das spezifisch kommunistische ist aus ihnen verschwunden. Ihr soziales Ergebnis drückt sich aus in der Gründung zahlreicher Wohltätigkeitsanstalten, darunter ein großes Rettungshaus für Kinder besonders zu erwähnen ist.

Mit dem Auftreten Ferdinand Lassalles, 1860, entsteht der deutsche Sozialismus, als Begleiterscheinung der werdenden Armee des industriellen Großkapitalismus. Lassalle suchte einen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit; sein Sozialismus gipfelt wohl mehr in einer Bekämpfung des wirtschaftlichen Manchestertums. Mit seinen vom Staate unterstützten Produktivgenossenschaften suchte er den Arbeiter in den Vollertrag seiner Arbeitsleistung zu setzen. Wäre er am Leben geblieben, so hätte er bei dem Staatssozialismus geendet. Ihm, dem Hegelianer — man lese sein „System der erworbenen Rechte" —, schwebte der Staat als der in allen Dingen omnipotente vor, der auch die wirtschaftlichen Verhältnisse entscheidend regelt. Hätte Proudhon etwas von Hegel gewußt, so wäre er bei der Neigung der Franzosen zur methodischen Klarheit sicherlich nicht auf den Anarchismus geraten.

Inzwischen aber waren andere Geister am Werke. Karl Marx hatte in England den kapitalistischen Industrialismus an der Quelle

studiert. Es geht nicht an, den Forscher mit dem Schlagwort Judentum abzutun. Seine praktische Arbeit auf Sichtung des ganzen industrie-kapitalistischen Materials muß hoch bewertet werden Marx lieferte die erste brauchbare Monographie des Kapitalismus. Daß er irrte und zu lediglich negativen Ergebnissen kam, war die falsche Einstellung des gefühlsmäßigen in wissenschaftliches Raisonnement. Der vornehme Jude der Vergangenheit und Gegenwart hat ein starkes soziales Empfinden — geboren aus dem Gefühl des gesellschaftlich nicht für voll Genommenen —, das so stark werden kann, daß es das rationelle Denken überwuchert und auf falsche Bahnen führt. Marx sah das Elend, das der nicht-jüdische Kapitalismus in England angerichtet hatte. Er sah, wie Hunderttausende in der harten Fron der Maschine starben und ein Leben der Entbehrung führten, das die Massen an den Rand des Pauperismus brachte. Er untersuchte die wirtschaftlichen Faktoren und Triebkräfte der Erscheinung und kam zu der Meinung, daß die innere Organisation der kapitalistischen Betriebsweise autonom zur Auspowerung der Massen führen müsse. Das war ein falscher Schluß. Die Tatsachen haben gezeigt, daß rücksichtsloser industrialistischer Kapitalismus **nicht** Verarmung, wohl aber ein **Heer unselbständiger Arbeiter schafft**, die nie in den **natürlichen Bürgerrechtsgenuß** einer in eigener Verantwortung, in eigener Unternehmung schaffender selbständiger Arbeit kommen können. Wird dieses Heer unselbständiger Fabrikler zu groß, dann wird es, auch bei bester **Bezahlung**, eine stete Revolutionsgefahr, weil der Mensch nicht dazu da ist, Sklave, Leibeigener, gutsuntertäniger Landarbeiter oder Fabrikler zu werden. Die geschichtliche Linie der menschlichen, freiheitlichen und sozialen Entwicklung weist auf Herstellung bürgerlicher und wirtschaftlicher **Individualität** der Volksgenossen. Diesen Gedanken, der sich jetzt erst herausstellt und als das führende Leitmotiv aller Sozialpolitik angesehen werden soll, hatte Karl Marx nicht erfaßt, so mußte er zur Verneinung des kapitalistischen Lebenswillens kommen, um an seine Stelle die staatliche Leitung der Gesamtproduktion zu setzen.

Die marxistischen Ideen bemächtigten sich der deutschen Arbeiterbewegung, sie wurden herrschend, denn 1869 vereinigten sich die Lassalleaner mit den Marxisten und 1875 wurde der Bund in

Gotha völlig besiegelt. Der Lassalleanismus galt nun als eine Episode sozialistischer Arbeiterentwicklung Deutschlands, der Marxismus hatte gesiegt. Seine methodische Ausgestaltung erfuhr er im Erfurter Programm von 1892 mit dem Hauptthema: Übernahme der privatkapitalistischen Produktionsmittel durch den Staat. Das gleichzeitig eingeführte politische Programm war republikanisch-demokratisch, das kulturpolitische roh-materialistisch. Karl Marx hatte auf diesem Gebiet die Weltanschauung der nicht-jüdischen deutschen Aufklärungsphilosophie angenommen. Der Gang sozialistischer Entwicklung in Deutschland wäre zweifellos ein anderer geworden, wenn sich der Sozialismus als sozial-wirtschaftliche Idee nicht mit dem Materialismus des bürgerlichen deutschen Liberalismus verschmolzen hätte, der auch heute noch, nach dem 9. November 1918, mit seinem Widerstand gegen eine positive religiöse Gestaltung der deutschen Kulturpolitik dafür sorgt, daß die Revolution in Permanenz bleibt.

Es würde dieser kurzen Übersicht der sozialistischen Zukunftsstaats-Ideen der Abschluß fehlen, wenn man nicht Bebels Buches von der „Frau" gedächte, in dem der Utopismus im Anschluß an das Erfurter Programm nochmals eine gewaltige Auferstehung erlebte. Die Phantastereien von Plato und Morus bis auf Etienne Cabet sind in diesem Buch zusammengefaßt, das sich ganz außerhalb der Psychologie und menschlichen Erfahrung stellt und — marxistisch moduliert — all die krause Unwirklichkeitspolitik wiederholt, die wir in den Systemen der „utopistischen Klassiker" angestaunt haben. Nur die Weibergemeinschaft ist auch in diesem sonst ganz utopistischen Werk ausgeschieden; als Ersatz wird geboten die „freie Liebe". Aber auch diese hat in sozialdemokratischen Arbeiterkreisen einen schwachen Widerhall gefunden.

Bellamys Zukunftsstaat braucht, weil er doch mehr der erzählenden Literatur und nicht der sozialistischen angehört, in diesem Zusammenhang nicht erwähnt werden.

Nun stehen wir in der neuen Zeit. Die Revolution hat die Frage der **Einführung des Sozialismus** wieder **praktisch gemacht**. Phantasie wird wiederum Wirklichkeit. Was wir bei Thomas Münzer, Johann von Leyden, bei den Jesuiten in Paraguay, bei Owen in Lanark und New-Harmony, bei Etienne Cabet

in Texas, bei Gustav Werner in Reutlingen, nach den jeweiligen besonderen Verhältnissen gestaltet, geschichtlich und in den furchtbaren Auswirkungen im Leninschen Rußland, in Ungarn und München zeitlich erlebt haben, soll jetzt mit der deutschen Methode der Gründlichkeit im Deutschen Reiche verwirklicht werden. Es wird die Sozialisierung verlangt, die Überführung großer Betriebe in die Gemeinwirtschaft. Ihren klassischen Ausdruck hat diese Idee in der Begründung der sog. *Kohlenvorlage* gefunden. Sie bedarf der besonderen Beachtung, weil sich in ihr das Resultat der Wandlungen zeigt, die der Sozialismus in Deutschland durchgemacht hat.

Schon kurz nach der Aufstellung des Erfurter Programms setzte der sog. Revisionismus ein. Er ist vielfach falsch verstanden worden. Seine Vertreter behaupteten zwar, sie seien echte Marxisten; auch sie erstrebten das „Endziel", die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln und die Überführung derselben an den Staat, oder die Gemeinschaft. In Wahrheit aber waren die Revisionisten von der Unmöglichkeit des reinen Marxismus durchdrungen; man versuchte aber, das Ideal hochzuhalten, damit die Massen bei der Fahne bleiben. Die Kämpfe auf diesem Gebiet gehören kulturpolitisch und sozialgeschichtlich zu den bedeutungsvollsten der Gegenwart. Es ist der Kampf des Utopismus mit dem Wirklichkeitssinn. Er spielt sich nicht nur im nursozialistischen, sondern auch im bürgerlichen Lager ab. Der von den Vertretern der offiziellen Volkswirtschaft gepflegte und geförderte Staatssozialismus war der Versuch, die revolutionäre sozialistische Idee in ein staatserhaltendes Bette zu leiten, indem man, neben einem großen Ausmaß sozialistischer Reform, die Forderung erhob, große, besonders geeignete Gebiete der Privatproduktion zu verstaatlichen. Es gab eine Zeit, wo man in Deutschland wissenschaftlich und politisch nicht für voll genommen wurde, wenn man nicht „Staatssozialist" war. Die Nationalökonomie von L. v. Stein, Schaeffle über Schmoller bis zu Adolf Wagner ließ nicht mit sich spaßen. Wer nicht staatssozialistisch dachte, war verfehmt und konnte nur schwer einen deutschen nationalökonomischen Lehrstuhl beziehen. Aber das Gedankengewebe des Staatssozialismus zerfaserte allmählich, nachdem man mit den Staatsbetrieben — Straßburger Manufaktur — schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Auch die Idee des

Staatssozialismus verdünnte sich allmählich zur Forderung energischer sozialer Reform: ein lehrhafter Beitrag zur Geschichte radikaler Ideen. Wie weit diese Verdünnung fortgeschritten ist, kann man besser aus der Kohlenvorlage ersehen, die die im Besitz der Macht befindliche soziale — um nicht zu sagen sozialistische — und demokratische deutsche Republik eingebracht hat. Sie ist ein Kulturdokument und verdient von jedem ernsthaften Sozialpolitiker ernsthaft studiert zu werden.

In dieser Vorlage wird der Gedanke der Verstaatlichung der Kohlenbergwerke vollkommen abgelehnt, denn, so wird dargetan, es entstehen bürokratische Hindernisse; der staatliche Organismus bedeutet Langsamkeit und Unzulänglichkeit, Überhäufung der qualifizierten Beamten mit kleiner Arbeit, und es kommt — man höre — im Grunde darauf hinaus, daß ein Arbeitgeber durch den andern ersetzt wird. Rücksichtsloser kann der Zusammenbruch der Idee des Staatssozialismus nicht dargestellt werden.

Darum muß eine neue Form gefunden werden. Man verlangt nicht gerade Rückkehr zum freien Spiel der Kräfte; aber es kommt darauf an, alle Energien zu entfalten. Das Privatkapital soll ausgeschaltet werden; aber auch das des Staates. Der gesamte Kohlenbergbau wird ein einheitlicher Wirtschaftskörper, in dem die Arbeiter, die Betriebsleitung, die Allgemeinheit und der Staat mitbestimmen. Diese deutsche Kohlengemeinschaft ist eine selbständige juristische Person; das Lohnsystem bleibt erhalten; aber die Preispolitik bleibt beim Reich; die Überschüsse werden an das Reich abgeliefert. Im übrigen aber hat die Kohlengemeinschaft vollständige Bewegungsfreiheit.

Es wird ein Kohlenrat eingerichtet von 100 Mitgliedern, zu dem die Arbeiter, die Betriebsleitung, die Konsumenten und das Reich je 25 Abgeordnete stellen. Dieser Rat leitet und kontrolliert die gesamte Kohlenerzeugung. Der gesamte Bergbau wird in 20 bis 25 Bezirke eingeteilt; jeder Bezirk hat eine selbständige Generaldirektion, die außergewöhnlich gut bezahlt wird, da der höheren Leistung ein höherer Gegenwert gegenüberstehen muß. Die Gehälter dürfen nicht nach bürokratischer Auffassung geregelt werden.

Die Enteignung erfolgt gegen Entschädigung, nach dem zehnjährigen Durchschnitt. Aber die Auszahlung erfolgt nicht in bar,

sondern in festverzinslichen konvertierbaren Obligationen der Kohlengemeinschaft. Der private Kohlenhandel wird ausgeschaltet; an seine Stelle tritt die organisierte Gemeinde.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß in der Kohlenvorlage der durch Erfahrung gewürzte *Extrakt* aus der Menschheitsgeschichte der sozialistisch-kommunistischen Ideen vorliegt. *Der Utopismus ist überwunden, der Sozialismus ist konkret geworden.*

Man braucht sich nicht auf die Einzelheiten der Kohlenvorlage festzulegen, sie sind in manchem abzuändern. Aber indem sie den Staatssozialismus preisgibt, das Lohnsystem beibehält, die Initiative des Leiters und Unternehmers als treibendes Geschäftsprinzip anerkennt und jene hoch honoriert, die ganze Anlage als eigenen selbständigen Wirtschaftskörper behandelt und nur seine Überschüsse an die Gesamtheit, an das Reich, abführt, ist alles Utopistische ausgemerzt und in den Bereich der Verwirklichungsmöglichkeit gerückt worden. Es ist zweifellos, daß nach diesem Muster Sozialisierungen möglich sind. Das Institut der Räte, die in der Reichsverfassung festgelegt werden, kann keine andere Bedeutung haben, als Arbeiter-Recht und Unternehmer-Geist in der höheren Synthese des sozialen Ausgleichs zusammenfließen zu lassen. Versteht ein moderner Konservatismus seine Aufgabe und seine Zeit, will er sozial und christlich sein, so wird er die durch die praktische Erfahrung modulierte Sozialisierungs- und Räteidee aufgreifen und sie zu einem Vehikel seines sozialpolitischen Programms machen.

Übersehe man es nicht: in all den Phantastereien von Plato bis Karl Marx und dem Erfurter Programm stecken ideale Menschen und Kräfte, die schönen und edlen Gedanken der Freiheit, Menschlichkeit, Brüderlichkeit, der Gerechtigkeit, des Friedens, des sozialen Erbarmens und des gesellschaftlichen Fortschrittes. Setzen wir für die ominöse und so oft falsch verstandene Metapher „Gleichheit“ das Wort *Ausgleich*, so stehen wir am Ende der Entwicklungsreihe großer Gedanken, die menschliche Unvollkommenheit oft verdarb oder ins abstruse umsetzte, die aber positiv schaffend wirken, wenn wir sie in ihrem innersten Kern zu fassen vermögen und das einorganisiert echte herausschälen und es umsetzen in gesellschaftlich gestaltende Tat.

Der Konservatismus als Prinzip des Fortschritts

Die geschichtliche Betrachtung des Konservatismus, soweit er ein politisches und soziales Prinzip enthält, ergibt die Feststellung, daß er dem Fluß der Erscheinungen und der Entwicklung gegenüber das Beharrende, das Abwehrende, das Einschränkende darzustellen hat. Das liegt in der Natur der Dinge. Kein Staat und keine Gesellschaft kann ohne ein solches Prinzip auskommen, weil jeder Fortschritt über sein Ziel hinauszuschießen die Tendenz hat und jede Idee die Neigung, sich in der Auswicklung zu überradikalisieren; das gehört zum psychologischen Wesen aller Ideen. Demgegenüber muß die konservative Betrachtungsweise retardierend wirken, um den richtigen Ausgleich zwischen Fortschritt und Beharrung, Neuem und Alten herzustellen. Das gilt im weiteren für jede staatlich-politische, im engeren für jede partei-politische Arbeit. Solche Tendenzen enthalten den der Entwicklung eingeborenen Konservatismus, den die treibende Idee sozusagen zu ihrem Selbstschutz mitbekommen hat, da sie gleichzeitig zur Überspannung ihrer selbst neigt und durch menschliche Behandlung in dieser Neigung unterstützt wird.

Es wäre aber vollkommen falsch, den **Ideengehalt** des Konservatismus mit dieser Definition als erschöpft anzusehen. Man muß unterscheiden zwischen dem Konservatismus als **praktischem** staatlichem Arbeitsprinzip — unter das jede staatsmännisch arbeitende Richtung, auch die liberalste, gestellt ist — und dem Konservatismus als **bauendem** Prinzip. Es hat ja freilich nie an Leuten gefehlt, die aus jenem praktischen Konservatismus der staatlichen Tagesarbeit ein politisch soziales Bauprinzip ableiten wollten und den Konservatismus lediglich als Idee der Hemmung auf-

faßten, berufen, jeden Fortschritt zu unterbinden, um — mit Faust zu sagen — „der ewig regen heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegenzusetzen“. Es hat nie an Schichten gefehlt, die sich zu solcher Auffassung bekannten, weil das ihrem persönlichen Interesse entsprach und der Egoismus eben das natürliche allgemeine Laster der Menschheit ist.

Um so mehr muß scharf betont werden, daß die führenden Geister des philosophisch begründeten und religiös intendierten Konservatismus sich zu dieser engherzigen Auffassung nie bekannt haben. Es ist schon in den vorhergehenden Kapiteln darauf hingewiesen worden, daß gerade die kühnsten Neuerer dem Schoße der konservativen Richtung entstanden; das gilt im besonderen in bezug auf sozial-wirtschaftliche Reformen. Und selbst im rein Politisch-verfassungsmäßigen fehlt es nicht an Köpfen, die die Idee der Um- und Neubildung vertraten. Hat doch Bismarck das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht unter dem Widerspruch der bürgerlichen Demokratie durchgesetzt.

Friedrich Julius Stahl — von Geburt Jude, horribile dictu —, einer der feinsten und tiefsten staatsmännischen Köpfe und Denker, sagt in seiner viel zu wenig bekannten „Staatslehre“: „Das konservative Prinzip ist nichts weniger als Stabilität, es schließt die gründlichsten Reformen, da wo sie gezeitigt sind, und die höchste Energie gegen Mißbräuche und Übel in keiner Weise aus, und es können die verschiedensten politischen Tendenzen, die nach Erweiterung politischer Freiheit, wie nach Befestigung der Autorität, gleichmäßig ihm huldigen. Es besteht nicht darin, daß die alten Prinzipien beibehalten werden, sondern daß der Stoff erhalten bleibe. Wenn der Staat als ein sittliches Reich erkannt wird, so ist damit auch das konservative Prinzip gesichert.“

Nur der Konservatismus der Neuzeit, befangen von grobmaterialistischem Macht-Wahn und Macht-Willen im Politischen und Sozialwirtschaftlichen, ist von der Idee des Fortschritts abgerückt; er hat darin allerdings seine Vorgänger, wie wir noch sehen werden. Aber alle diese im Zeitlichen und Örtlichen hängenden Trübungen vermögen nicht die Tatsache zu irritieren, daß der Konservatismus von seinen geistigen Repräsentanten — wenn

auch nicht immer von den parteipolitischen Wortführern — als ein Prinzip des Fortschritts anerkannt wurde, für das er selbsttätig, autonom, aus seiner Gesinnung heraus, einzutreten hat, ohne daß er auf Drängen und Schieben zu warten hätte. Feind waren dem Fortschritt immer nur bestimmte Kreise, denen es bequem war, das hohe Gut einer konstanten Sitte und Sittlichkeit, das der Konservatismus einschließt, für selbstische Zwecke einzuspannen.

Am stärksten hat sich der Konservatismus der praktischen Alltagspolitik immer auf dem Gebiet der Besitzformen, insbesondere im landwirtschaftlichen, gezeigt. Und es ist lehrreich, daß man da immer den gleichen Schichten begegnet, die auch heute wieder als die großen Hemmer angesehen werden müssen. Es soll nicht von den Agrarverhältnissen des alten Roms und seinen immer wieder versuchten und hintertriebenen Agrarreformen, nicht vom französischen und deutschen Mittelalter und seinen hyperstationären und darum mit so vielem Blut getränkten sozialen Agrarbestrebungen die Rede sein —, es soll nur jene Vergangenheit in den Bereich unserer Betrachtungen gezogen werden, die ihre Ausläufer in die Gegenwart streckt. Es ist die Zeit gemeint, die der christlich-konservative Freiherr vom Stein vorfand, als es galt, Preußen aus der Erstarrung zu befreien und durch zeitgemäße Reformen eine höhere Entwicklung der allgemeinen sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte des ganzen Volkes zu erreichen.

Als Preußen im Jahre 1806 zusammenbrach, herrschten im Lande noch die friderizianischen Kasten. — Allgemeines Landrecht von 1794 — Bauern, Städter, Bürger, Adel unüberbrückbar voneinander getrennt. Es konnte niemand aus einer Kaste in die andere kommen, wenn nicht ein besonderes königliches Edikt zustande kam. Der Bauer blieb Bauer, der Bürger Bürger, er konnte nicht Offizier werden, denn er wurde in keine Kadettenanstalt aufgenommen, dafür war er auch vom Heeresdienst „verschont". Jede Translokation aus einer Schicht in die andere war erschwert. Bauernland konnte in der Regel nur von Bauern und Land, das den Städtern gehörte, nur von städtischen Bürgern erworben werden. Der Landbesitz blieb immer bäuerlich, adlig oder bürgerlich; die Kaste erstreckte sich auf jede Rute Landes. Der Bauer war hörig, gutsuntertänig. Das ist nicht so zu verstehen,

als ob er ohne eigenes Land gewesen wäre; das besaß er; entwürdigend war nur die Besitzform: der Gutsherr war de jure Besitzer. Der Bauer war in der großen Vormundschaft des Staates und des adligen Gutsherrn. Aber dieser und der Staat nahmen sich dieses in gesicherter, aber entwürdigender Abhängigkeit lebenden Bauern an, schon aus dem Grunde, weil ja aus seinen Massen der Hörigen das **preußische Heer** erstellt wurde.

Da trat im Jahre 1807 Freiherr von Stein mit seinem **Emanzipationsedikt** heraus, das den Bauern zum freien Mann machte und aus der Vormundschaft des Gutsbesitzers entließ. Mit der Emanzipation des Bauern erhielt der Kastenstaat Preußen den Todesstoß. Diese Emanzipation war notwendig, um das preußische Volk zu jenen Höchstleistungen zu befähigen, die wir in den Befreiungskriegen heute noch bewundern. Sie war aber auch notwendig, weil die **innere** Entwicklung der Dinge, dem psychologisch urteilenden Staatsmann erkennbar, darauf hinzeigte. Der freie, nicht in die Kaste eingeschachtelte Bürger und Bauer war die Forderung der Zeit, um aus dem höheren Maße der Beweglichkeit und Freiheit vermehrtes sittliches und wirtschaftliches Staatsgut zu erwerben.

Es war in der Welt eine neue Definition des Begriffs „Freiheit" entstanden, der die Herzen erfüllte und der, von staatsmännischer Tätigkeit der revolutionären Nebenbegriffe entkleidet, als ein Element des Fortschritts dem konservativen Staats- und Gesellschaftsgedanken einverleibt werden **mußte**. Das hatte Freiherr von Stein erkannt; darum hat er den Kastenstaat Preußen mit der Emanzipation des Bauern beseitigt [1]).

Die Wirkung dieser Maßregel ist heute, nach mehr als hundert Jahren, kaum zu ermessen. Alles, was freiheitlich und fort-

---

[1]) In seiner „Lebensbeschreibung" läßt sich Freiherr von Stein über das Oktoberedikt folgendermaßen aus: „Die zur Erreichung jenes allgemeinen Zwecks ergriffenen Maßregeln waren: 1. Aufhebung der persönlichen Leibeigenschaft in der preußischen Monarchie. Durch ein Edikt Oktober 1807 sollte mit dem 8. Oktober 1809 die persönliche Leibeigenschaft mit ihren Folgen, insbesondere dem sehr drückenden Gesinde-Zwangsdienst aufgehoben sein; die aus dem dinglichen Besitz fließenden Verpflichtungen des Bauern blieben unverändert. 2. Umwandlung der Domänenbauern in Ost- und Westpreußen in freie Eigentümer."

schrittlich gesinnt war, jauchzte dem Neuen zu; man sah die Morgenröte eines neuen Preußens heraufdämmern. **Freiherr von Schön**, ein Mitarbeiter des Freiherrn von Stein, aber kein Gesinnungsgenosse der sittlichen Weltanschauung des nassauischen Reichsfreiherrn und Staatsmannes, sagt in seinen „Papieren“:

„So entstand das Gesetz vom 9. Oktober 1807, diese Habeaskorpusakte unseres Staates. **Die Idee der Freiheit war ins Leben getreten.** Es machte bei $^{99}/_{100}$ des Volkes einen tiefen Eindruck; die wenigen Freunde der Sklaverei kabalierten und murrten zwar sehr, so daß nach Herrn von Rhediger's Erzählung auf dem Kasino in Berlin von einem befangenen Mann geäußert sein soll: **Lieber noch drei Auerstädter Schlachten verloren, als dieses Gesetz.** Aber der König blieb standhaft und fest, und Gott hat recht behalten.“

Es soll hier nicht auf die Kontroverse eingegangen werden, ob Stein mit seinem Emanzipationsedikt nun wirklich den freien preußischen Bauern, der sein Gut verkaufen kann, wem er will, erstellt hat. Sicher ist, daß Freiherr von Hardenberg mit seinem Edikt vom 14. September 1811 die Emanzipation durchführte und den Bauern auch aus der Erbuntertänigkeit befreite und ihn damit zum **wirklichen Besitzer des Landes** machte.

Es braucht nicht noch einmal gesagt zu werden, daß mit dieser Steinschen Reformarbeit die große Befreiungsaktion einsetzte, die den Bürger und Bauer aus der staatlichen Zwangshaft und der Vormundschaft des Adels befreite. Diese Reform war eine Notwendigkeit. Widersetzt man sich ihr mit den Argumenten jenes falschen Konservatismus, der die jeweilige Eigentumsform als sakrosankt und unabänderlich betrachtet, weil er den verständlichen und erklärlichen Egoismus des Besitzes nicht der Idee des Fortschritts einzuschmelzen vermag, so hebt man die Idee des Fortschritts auf.

Herr von Marwitz, der Führer der damaligen „Konservativen“, lehnte mit dem Gros seiner Gesinnungsgenossen die Reform seines Standesgenossen von Stein ab. Wir hören aus seinem Munde genau dieselben Gründe, die vom heutigen ostelbischen Konservatismus gegen jede Reform, insbesondere gegen die Wahlreform in Preußen, vorgebracht werden. Stein war gewiß kein Revolutionär und kein von „Neuerungssucht“ Befallener, das geht aus

seinem Verhalten gegenüber Freiherrn von Hardenberg hervor, der ihm viel zu weit ging. Und doch hat über diesen christlichen und konservativen Staatsmann von Stein der bekannte konservative Führer von Marwitz — man vergleiche das oben angeführte Wort im Berliner Kasino — kein anderes Urteil als dieses: „Alles, was er getan, ist, daß er die Revolution über uns gebracht hat“ [1])

Hört man nicht aus diesen Worten die unbelehrbaren Führer des Ostelbiertums, denen sich die westelbische Großbauerngeilde zugesellt hat? Jede Reform, die sich als unausschiebbich erweist, wird, da sie die eigene überkommene Besitzsphäre schmälert, mit dem Stigma der „Revolution“ belegt. So war es bei der Abschaffung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Erbuntertänigkeit, der Fron, des Robots.

Die Entwicklung der neuen Zeit geht unverkennbar darauf hinaus — es ist, als ob eine ganze Entwicklungsreihe abgeschlossen werden sollte —, den landwirtschaftlichen Grundbesitz **bäuerlich** zu machen. Diese Entwicklung führt eine Parallelerscheinung mit sich: **die Reagrarisierung des Staates und der Gesellschaft.**

Die tiefste Wurzel des vergangenen, in seinen Wirkungen noch lange anhaltenden Weltkrieges liegt in der falschen Entwicklung der internationalen Volkswirtschaft, die auf den industrialistischen Kapitalismus eingestellt ist. Von dem Augenblick an, da England seine Landwirtschaft aufgab, um Getreide ein- und Industrieprodukte auszuführen, wurde der Grund zu jener expansiven großkapitalistischen und industrialistischen Entwicklung gelegt, die wir heute zu beklagen haben und den Kampf aller gegen alle proklamiert hat. In meiner „Konservativen Zukunftspolitik“ bin ich auf diese Dinge näher eingegangen. Dem Zweck dieser Ausführungen genügt es, in großen Zügen die Argumente zusammenzufassen, die für die Notwendigkeit einer Entspannung unserer kapitalistisch-industrialistischen Gesamtlage eintreten.

Man hat die jetzige Entwicklung zum latenten großkapitalistischen und großindustrialistischen Betrieb die **natürliche** genannt. Das ist sie gewiß. Denn es sind lauter „natürliche“ Faktoren,

[1]) Vgl. Seeley, „Stein und seine Zeit“.

die mitwirken: Gewerbefreiheit, Bewegungsfreiheit, anlagesuchendes Kapital, Freizügigkeit, flüssiger Verkehr, die in ihrem Zusammenwirken den jetzigen Zustand herbeigeführt haben. Insofern ist die Entwicklung natürlich. Aber sie ist nicht logisch. Alle volkswirtschaftlichen Faktoren müssen unter dem höheren staatsmännischen Gesichtspunkt der Erhaltung der Gesellschaft als eines organischen Gebildes betrachtet werden. Die „Natürlichkeit“ besitzt keineswegs die Logik des psychologisch Notwendigen. Es ist ein alter Grundsatz der medizinischen Kurpfuscher, daß die „Natur sich selber hilft“. Gewiß tut sie das, insofern die Tätigkeit der Natur das primäre Erfordernis alles Geschehens ist. Der Weg der Auswirkung des „Natürlichen“ aber bedarf der Mitwirkung des psychologisch Leitenden. Ohne Kunsthilfe würde bei Diphterie und Blutvergiftung der weitaus größte Prozentsatz aller Betroffenen sterben. Es ist nichts mit der Natürlichkeit als allein bestimmenden Dominante entwicklungsmäßigen Geschehens.

In der Volkswirtschaft ist es genau so. Läßt man die „natürlichen“ Faktoren sich „natürlich“ und ungeleitet entwickeln, entsteht eine böse Endwirkung. Die kapitalistische und industrialistische Tätigkeit, als primäre Kraft und Form der Volkswirtschaft nicht hoch genug zu schätzen, geht den autonomen Weg und führt zur Konzentration und Kumulierung, beseitigt die kleinen und mittleren, wird immer größer und zentralistischer. Die Entwicklung ist durchaus „natürlich“ und verläuft nach dem Gesetz der den Dingen eingeborenen Mechanik. Die logische Entwicklung aber kommt zu kurz. Diese verlangt, daß die aus Gründen psychologischer Staats- und Gesellschaftserhaltung notwendigen Schichten und Berufe, mit bestimmten Werten sozialpolitisch gesund erhaltender Reizsamkeit ausgestattet, erhalten bleiben und nicht vernichtet werden. Darum muß alle natürliche Entwicklung logisch werden, d. h. die Naturhilfe muß durch Kunsthilfe ergänzt werden. Wie beim Menschen der Arzt Hygieniker sein muß, so bei der Gesellschaft der Staatsmann, der die Natur zäumt und vor der Selbstzersetzung bewahrt.

Es hat nun dem einseitigen Kapitalismus gegenüber nie an Doktoren gefehlt; sie nennen sich Sozialismus, Kommunismus, Staatssozialismus, Zünftler. Die Kurpfuscher robustester Natur

empfehlen Antisemitismus. In allen diesen Rezepturen ist ein Minimum von Richtigkeit enthalten; aber sie verneinen sich alle selber, weil sie die Welt aus dem einen Punkte ihrer Lieblingsvorstellungen kurieren wollen. In Wahrheit handelt sich's um ein fein gegliedertes System sozialpolitischer Maßnahmen, die in verständnisvollem Zusammenwirken die organisierende sozialpolitische Tat ergeben.

Soviel ist nach den Ergebnissen der letzten internationalen sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung sicher, daß Kapitalismus und Industrialismus, die sich gegenseitig immer bedingen und stimulieren, eingeschränkt werden müssen, wenn kapitalistische und industrielle Tätigkeit ihre segensvolle Arbeit zum Vorteil der Völker bewahren sollen. Wie das im einzelnen geschehen kann, ist in der „Konservativen Zukunftspolitik" darzustellen versucht worden. Es muß mit dem kapitalistischen und industriellen Abbau Ernst gemacht werden.

Das Problem ist furchtbar einfach, wenn man die Augen nicht gewaltsam verschließt und vorurteilsfreies Denken und Betrachten nicht aufgibt gegenüber den Lieblingsphrasen der modernen Gedankenlosigkeit von der unwiderstehlichen Macht der „natürlichen" Entwicklung. Der Mensch ist berufen, die „Natur" zu meistern, nicht aber sich willenlos von ihr führen zu lassen.

England hat angefangen, sich dem industrialistisch-kapitalistischen Prozeß zu überantworten; Deutschland ist in vollem Umfang gefolgt. Die Wurzel zum Weltkrieg war gepflanzt. Amerika folgt, Japan wird sich anschließen, und schließlich wird in jeder größeren organisierten kapitalistischen Volkswirtschaft der Drang zuerst nach Selbstbefriedigung des industriellen Bedürfnisses und dann, dem „natürlichen" Gesetz folgend, der Drang nach Expansion sich anschließen. Wo aber sollen die Abnehmernationen herkommen? wenn alle über ihren industriellen Bedarf hinaus produzieren? Wer sich nicht von der Suggestion der „natürlichen Entwicklung" hat gefangennehmen lassen, wird erkennen, daß man diese Dinge sich nicht weiter entwickeln lassen kann. Während des Krieges, 1916, habe ich in einer gegen das Alldeutschtum gerichteten Schrift, die aber durch die Zensur am Erscheinen verhindert wurde, den Vorschlag gemacht, daß, wenn wir England besiegen, unsere refor-

nierende erziehliche Tat darin bestehen muß, England zu reorganisieren, d. h. es zu zwingen, daß es seinen Getreidebedarf im eigenen Lande erzeugt. Diese Forderung sollte kein dogmatisches Werturteil darstellen, sondern lediglich die internationale volkswirtschaftliche Situation beleuchten: sorgt für den kapitalistisch-industrialistischen Abbau, indem ihr die Völker veranlaßt, alles, was sie selbst brauchen, vornehmlich aber die Nahrungsmittel, selber herstellen. Die Autarkie der Völker muß das Ziel, das logische Ziel der Entwicklung sein.

Deutschland soll damit anfangen. Und eine Aufgabe des fortschrittlichen Konservatismus wäre es, für diesen Anfang einzutreten. Wie aber oben dargestellt, ist die Wiederherstellung deutscher bäuerlicher landwirtschaftlicher Tätigkeit für den industrialistisch-kapitalistischen Abbau die Vorbedingung aller Sozialreform. Deutschland muß seine Nahrungsmittel selbst erzeugen. Die Möglichkeit hierzu ist gegeben, wenn die selbständigen bäuerlichen Wirtschaften vermehrt werden. Mittlerer bäuerlicher Besitz ist die sicherste Garantie dafür, daß die landwirtschaftliche Selbversorgung erzielt wird. Ist dem der Großgrundbesitz entgegen, so muß er aufgelöst und bäuerlich gemacht werden. Diese Sozialisierung ist nicht zu umgehen. Selbstverständlich kann es sich nicht um eine Wegnahme handeln — das braucht man vom konservativen Standpunkt aus nicht besonders zu versichern —, sondern um Entschädigung. Sofern Großgrundbesitz nötig ist, und das ist er, weil nur mit ihm und durch ihn gewisse landwirtschaftlich-technische Maßnahmen und Fortschritte zu erzielen sind, soll er in die Hand des Staates kommen. Aber diesen Staatsgütern soll nicht ein Heer landwirtschaftlicher Arbeiter dienen; aus den Bodenbesitzformen soll jedes eigentumslose Taglöhnertum ausgeschlossen sein. Es muß eine soziale Schicht im Staate geben, die aus lauter Eigentümern besteht, die im Bunde mit den Familienmitgliedern in der Hauptsache die erforderliche Arbeit selbst leisten, unter Zuhilfenahme einer begrenzten, Eigentum besitzenden Taglöhnerschaft, die im Dorfe ansässig und jederzeit imstande ist, Vollbauer zu werden.

Die großen staatlichen Güter sollen auf dem Wege der allgemeinen Ackerdienstpflicht durch die jugendlichen dem Heere dienenden männlichen Personen bewirtschaftet werden, indem die Acker-

dienstpflicht als ein Teil der allgemeinen Wehrpflicht angesehen wird. Es kommt darin nicht nur die ins allgemeine Volksbewußtsein zu hämmernde Ansicht zum Ausdruck, daß die Bebauung des Ackers die vornehmste und bedeutendste Aufgabe der Gesellschaft ist, es soll auch durch die Berührung der städtischen Bevölkerung mit dem Ackerland ein Verständnis für Natur und Technik des Ackerbäuerlichen erreicht werden (vgl. die einschlägigen Kapitel in meiner „Konservativen Zukunftspolitik").

Weil die landwirtschafttreibende Bevölkerung in jeder Beziehung die Grundlage der Gesellschaft bildet, soll sie zahlreich sein und in persönlich verantwortlicher, selbständiger Arbeit ein Reservoir körperlicher Kraft und sittlicher Ungebrochenheit stellen, aus dem die ganze Gesellschaft sich immer wieder körperlich auffrischt. Das kann nur in einem Bauerntum, nicht auf großen Gütern geschehen, die mit ihren Landarbeitnehmern die Merkmale des proletarischen tragen. Die innere Kolonisierung des deutschen Ackerbodens durch ein selbständiges Bauerntum ist grundlegende soziale Aufgabe der Zukunft. Um ein solches Bauerntum zu erstellen, darf vor keiner Maßregel zurückgeschreckt werden. Sozialisierung auf landwirtschaftlichem Gebiet heißt: Gründung eines stark bevölkerten Bauernstandes, über dessen Schichtung und Besitzgruppierung die staatliche Sozialpflege sorgsam zu wachen hat. Jedes laisser faire ist hier auszuschalten. Der notwendige Eingriff ins Privateigentum darf nicht stutzig machen. Die Linie der Entwicklung aus dem römischen Rechtsbegriff in die heutige Auffassung zeigt deutlich nicht etwa die Beseitigung des Eigentums, wohl aber die Abschwächung seiner dogmatischen Absolutität. Man braucht keineswegs so weit zu gehen, wie Ferdinand Lassalle in seinem „System der erworbenen Rechte", die logische Kategorie auch des Eigentumsbegriffs — gegenüber Hegel — zu leugnen, aber man wird Ihering nur zustimmen müssen, wenn er im „Zweck im Recht" sagt:

„Es wird eine Zeit kommen, wo das Eigentum eine andere Gesellschaft an sich tragen wird als heute; wo die Gesellschaft das angebliche Recht des Individuums, von den Gütern dieser Welt möglichst viel zusammenzuscharren, ebensowenig mehr an-

erkennen wird als das Recht des altrömischen Vaters über Leben und Tod seiner Kinder, als das Fehderecht, den Straßenraub der Ritter und das Strandrecht des Mittelalters.“

Diese Zeit ist da, die Revolution hat sie ausgewirkt. Begreift der Konservatismus seine Aufgabe, so wird er sie verstehen und ihren Geist zu verwirklichen suchen.

Die gleiche Akkomodation der Begriffe wird sich auch im industrialistischen durchzusetzen haben. Mit der Beseitigung des zügellosen Industrialismus fällt der Kapitalismus; beide wirken aufeinander und wechseln ab als Wirkung und Ursache. Industrie ist gut, Industrialismus ist von Übel. Auch darüber habe ich in der „Konservativen Zukunftspolitik“ das Nötige gesagt. Aus der Zentralisation und Kumulierung der Betriebe müssen wir zur Dezentralisation. Es ist a. o. gezeigt worden, daß die Forderung billiger Herstellung der Produktion und rationeller Technik keineswegs mit der Größe des Betriebs zusammenfällt. Hier hat der schlimmste kapitalistische und industrialistische Aberglaube geradezu verheerend gewirkt. Die Meinung: je größer das Unternehmen, desto billiger die Herstellung, desto rationeller die Technik, hat sich der Gemüter bemächtigt und wird als ein Dogma behandelt, wie seinerzeit der Staatssozialismus und von diesem das Manchestertum. Die Großbetriebe sind — von jenen Ausnahmen abgesehen, die in ihrer Größe durch die Art des Produkts bestimmt werden, also Großmaschinen, Eisenbahnschienen, Schiffsbau usw. — lediglich Erscheinungen des rücksichtslos Anlage suchenden Kapitals. Diese Tendenz des Kapitals soll durchaus aufrecht erhalten werden, ihnen haben wir Fortschritt und Initiative zu verdanken, aber sie muß geleitet werden vom allgemeinen staatspolitischen und sozialen Interesse, sie muß eingespannt werden in den Dienst der Gesellschaft und der Erhaltung ihrer zum gesunden Leben notwendigen Schichten. Diese Tätigkeit ist nicht leicht. Aber die **Sozialpflege** des zukünftigen Staats soll den inhärenten Naturgewalten und Trieben des wirtschaftlichen Lebens nicht fassungs- und tatenlos gegenüberstehen, sondern durch ein sorgsam und mit aller Geistesschärfe erstelltes System diese Naturgewalt auf ihrem Weg begleiten und dafür Sorge tragen, daß Eruptionen vermieden

werden. Wenn aus einem Großbetrieb zehn kleine gemacht werden können, ohne daß volkswirtschaftliche Einbußen entstehen, so muß diese Maßregel durchgeführt werden, wie ja unsere ganze volkswirtschaftliche Kultur aus dem Zustand der Kumulierung, der Zentralisation und der Überspannung, der Überhitzung in gesündere Modi überführt werden muß. Der Abbau muß ein allgemeiner planmäßiger sein, von der Weltstadt zugunsten der Großstadt, von dieser zugunsten der Mittelstadt, der Kleinstadt, des Dorfes, des Feldes, um beim Wald zu enden, der als das große Kraftreservoir für die Zukunft eine maßgebende Bedeutung erhalten wird, wenn das Eisenerz in 50 Jahren und die Steinkohle in 200 Jahren verbraucht sein wird. Die Feststellung dieser Tatsache hat nur vereinzelt Resonanz erzeugt, und doch enthält sie die ungeheure Tragik unserer ganzen auf Eisen und Kohle gestellten Volkswirtschaft, die in wenigen Jahrzehnten mit ganz neuen Bedingungen ihres Betriebs rechnen muß.

Die geplanten Sozialisierungen in der großen Industrie werden, wenn nicht in der vorgeschlagenen Form, so doch in anderer durchgesetzt werden. Die Einrichtung des Rätesystems, in dem die Mitwirkung der Industriearbeiter zum Ausdruck kommt, wird sich gleichfalls durchsetzen, und der Schlußpunkt der Sozialisierung wird, für den eigentlichen Großbetrieb, eine Art der Gemeinwirtschaft sein, wie sie in der Kohlenvorlage vorgeschlagen wird. Diese Reformen sind notwendig und der Konservatismus wird gut daran tun, sich hier nicht lediglich schieben zu lassen, sondern positiv mitzuwirken, um all diese Pläne von den Eierschalen des Unwirklichen zu befreien.

Aber bei all diesen Reformen wird das Wichtigste nicht zu übersehen sein. Der Fabrikarbeiter bleibt auch im „sozialisierten" Staat *eine an sich unsoziale Erscheinung*. Denn es ist nicht Aufgabe des Menschen, in der Fabrik sein Dasein zu verbringen. Die Fabrik ist und bleibt ein Gefängnis und widerstrebt der sozialen Natur des Menschen. *Der Mensch ist ein Künstler*; seine Arbeit soll in Freiheit, unter persönlicher Verantwortung, mit persönlicher Initiative und mit ästhetischer Freude am Schaffen vor sich gehen. Dieses Ensemble von Forderungen wird grundsätzlich erfüllt beim Ackerbau, beim Handwerk, beim Kaufmann und

einem Teil der Veredelungsindustrie Hier allein steht der Mensch **über** seinen Instrumenten, während er in der Fabrik der Sklave dieser Instrumente ist Beim Handwerk und Gewerbe, beim Ackerbau steht der Mensch im unmittelbaren Kontakt mit der Freiheit, in der Fabrik ist er der Eingeschlossene, der Häftling Das wird auch so sein in der „sozialisierten“ Fabrik, weil diese ihrem Wesen nach keine andere Betriebsmethode verträgt Wohl vermögen Gewinnbeteiligung, unmittelbare Mitwirkung am Gesamtbetrieb durch das Rätesystem die unsozialen Nebenerscheinungen beim Fabrikbetrieb zu mildern, aber beseitigt werden sie nicht Da nun die Menschen nicht der Fabriken wegen, sondern die Fabriken der Menschen wegen da sind, so heißt die sozialpolitische Parole der Zukunft: je weniger Großfabriken, desto besser, desto menschlicher, desto ästhetischer, desto kultureller sind die Gesamtverhältnisse. Das kann aber nur erreicht werden, wenn die ganze Menschheit und zeitgenössische Kultur vom Widersinn des Kapitalismus und Industrialismus befreit wird und die Menschenkinder ihrem natürlichen Beruf, in **schöpferischer** Tätigkeit den Acker zu bauen und die Technik zu meistern, zurückgegeben werden.

Man lasse doch den kindlichen Einwand, daß man Waren ausführen müsse, oder Menschen **Wohin** sollen denn die Waren ausgeführt werden, oder die Menschen, wenn sich **alle** auf den „Export“ einrichten? Die Wahrheit ist, daß die Staaten anfangen müssen, sich auf die Autarkie einzurichten und durch ein fein gegliedertes System sozialer Maßnahmen und kluger Bevölkerungspolitik „Einnahme“ und „Ausgabe“ sicher zu stellen und so eine gewisse Konstanz in allen bestimmenden Verhältnissen zu erzielen Auch hier kann die **Völkerbundsidee** neue Wege der Verständigung zeigen, die ja wohl auch eine gemeinsame sachgemäße Verwaltung der gemeinsamen Bodenschätze herstellen wird Unser Eisenerz hätte auf hunderte von Jahren vorgehalten, wenn nicht die schamlose industrie-kapitalistische Ausbeutung den Eisenverbrauch **künstlich** erzeugt hätte.

Es kann eingewendet werden, daß die Fabrikarbeiter trotz allem die Arbeit in den „Industriegefängnissen“ vorzögen, um anderweitiger Vorteile willen. Das ist richtig. Die verkehrte sozialwirtschaftliche Gebahrung hat die eingeborene Gesinnung gefälscht;

es kommt darauf an, diese originale Gesinnung des natürlichen Menschen wieder herzustellen; auch das ist sozialpolitische Erziehungsarbeit. Denn wenn auch der Fabrikarbeiter seine Arbeit und die Stadt nicht missen will, so fühlt er sich doch unbefriedigt und unglücklich; im innersten seines Herzens strebt er nach der Freiheit des natürlichen Menschen; seine Seele wird dem Versuch einer Gesinnungsumbildung keinen dauernden Widerstand entgegensetzen. Man mache nur den Anfang und beginne planmäßig und in vollem Ernst mit dem Abbau der „modern“-industriell kapitalistischen Entwicklung, die zwar eminent „natürlich“, aber unlogisch ist, weil im tiefsten Grunde anti-sozial, anti-sittlich und anti-ästhetisch. Aufgabe unserer Praktiker wird es sein, ein großzügiges System zur Erzeugung ackerbaulicher Gesinnung zu erstellen, indem man die Stadtkinder in Schulen schickt, die sich auf gärtnerischer und ackerbaulicher Grundlage aufbauen. Solchermaßen wird der dem Menschen eingeborene Sinn für die Natur und den Acker gestärkt und ausgebildet und allmählich ein Geschlecht erzeugt, das den Großstadthang als widernatürlich empfindet. Freilich ist auch hier, wie im ganzen System sozialer Erziehung, nur mit methodischer, planvoller Arbeit etwas zu erzielen, die nicht Tageserfolge, sondern die Zukunft im Auge hat. Die konservative Partei soll die Fahne des Fortschritts vorantragen.

Auch der sozialisierte Staat der Zukunft kann nicht ohne Gliederung sein. Denn Gliederung bedeutet Leben, er erhält die soziale Reizsamkeit aus dem Unterschiedlichen und verbürgt die Bahn des Fortschritts.

Die Gliederung der Zukunft gibt den „unteren Ständen“ eine höhere sozialpolitische Bedeutung und Wertung. Die Masse wird sich nicht mehr als eine quantité negligeable beiseite schieben lassen. Es ist erstaunlich, daß sich gerade auch in christlich empfindenden Kreisen dieser kaum sich verbergende Haß der Masse gegenüber erhalten konnte. Denn im Volk haben die christlichen Ideen zuerst Wurzel gefaßt und aus ihm sind ihm die opferwilligsten und geistesmächtigsten Streiter entstanden. Die „führenden und gebildeten Schichten“ waren seine fanatischen Gegner nicht minder, wie die offiziellen Schriftgelehrten. Der Christ hat also schon aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen keine Veranlassung, der rohen Ver-

achtung der „Masse", wie sie der naturalistische Konservatismus erzeugt, zuzustimmen. Die feinsten Köpfe eines sozial gerichteten Konservatismus, es ist hier neben Friedrich Julius Stahl vor allem W. H. Riehl zu nennen, haben die Bedeutung der Masse wohl erkannt und sind für ihre Emanzipation eingetreten. Gar mancher Konservative täte gut daran, auch heute nach das grundlegende Werk des deutschen sozialen Konservatismus, die Bürgerliche Gesellschaft von W. H. Riehl, zu studieren. Über die Schichten und Stände kommt auch Riehl nicht hinweg, aber sie sind ihm keine Kasten, nicht durch eine unüberstiegliche Mauer voneinander getrennt, sondern Kreise, die ineinander übergehen, wie die Kreise des Wasserspiegels, die entstehen, wenn ein Kieselstein die ruhende Fläche in Bewegung bringt.

Die Masse ist da und keinerlei „Reaktion" wird sie als politischen und sozial mitbestimmenden Faktor je wieder ausscheiden. Und wir freuen uns des! Denn sittliche Kultur wird in dem Maße stärker, als die Zahl der verantwortlichen aktiven Volksgenossen am gemeinsamen Werk der politischen und sozialen Gestaltung von Staat und Gesellschaft zunimmt.

Mit der Einstellung der Masse in den Gesellschaftsbetrieb als verbindlichen Faktor hat sich eine neue psychologische Seite des modernen Gesellschaftslebens herausgestellt. Das ist die steigende Wertung der **Hand und ihrer Arbeit**. Die „Gebildeten" sind entsetzt, daß ein Handarbeiter jetzt oft mehr verdient, als ein „geistiger" Arbeiter. Abgesehen davon, daß die außergewöhnliche Lohnsteigerung der handarbeiterlichen Berufe im Laufe der nächsten Entwicklungszeiten auf gesünderen und zu gesünderen Maßen zurückkehren wird, scheint man sich noch nie die Frage vorgelegt zu haben, ob denn auch ein innerliches sittliches Recht besteht, die Handarbeit als so grundsätzlich minderwertig zu taxieren, wie es geschieht. Wir wissen ja wohl, daß der Restaurateur oder Hotelier, der es zum glücklich machenden Range des Reserveleutnants gebracht hatte, seinen Abschied nehmen mußte, wenn er dabei ertappt wurde, daß er einmal selbst „bedient" hatte. Niemand hat sich eigentlich in Deutschland über die Ungeheuerlichkeit einer solchen Auffassung gewundert, über den „Schlag ins Gesicht", den dauernd die ehrliche Arbeit empfing. Und daß es auch hier wiederum die Christen

waren, die moralisch versagten, ist besonders auffällig, da doch der Heiland ein Zimmermannssohn war, sein Handwerk ausübte und alle seine Apostel dem Stande der Handarbeiter angehörten, sogar Paulus war ein Teppichweber. Hätte man in den christlichen Kreisen von je sich besser auf den brüderlichen Geist des Evangeliums besonnen — den es nicht hat aus Gründen sozialpolitischer Spekulation, die dem Evangelium völlig fern liegen —, den es autonom auswirkt, weil es sich auf der größten Liebestat Gottes aufbaut, hätte es nie zu solchen Ausstrahlungen des Kastengeistes und eines rohen Machtegoismus kommen können, die den Untergrund der christlichen Gesellschaftsauffassung so peinlich beleuchten.

Und wie liegt es denn rein sozial-biologisch mit der Handarbeit? Sie ist die Grundlage, auf der unsere ganze Kultur beruht. Wenn Arbeiter und Bauer nicht arbeiten, so fällt das ganze Gebäude zusammen. Je „gewöhnlicher" die Handarbeit, desto bedeutsamer ihr Einfluß für die Erstellung der materiellen Unterlagen unserer Zivilisation. Doch auch davon abgesehen — ist es denn ein persönliches Verdienst derer, die im „Bureau" arbeiten, daß sie sich über die Handarbeit „erhoben" haben? Hier entscheiden doch nur Geburt und Zufälligkeiten. 99½ Prozent aller Geborenen gehören ihrer inneren geistigen Struktur nach zu den Handarbeitern. Wenn sie „höher" gekommen sind, so liegt dies nur daran, weil die „Umstände" eine bessere „Ausbildung" — was man so nennt — ermöglichten. Es ist kein Mensch so dumm, daß man ihn mit wirtschaftlichen Aufwendungen und einer sorgsamen Erziehung nicht zum Regierungsrat oder sonst in einen „studierten" Beruf hätte bringen können. Bei dem einen gelingt es leichter, beim anderen schwerer, aber es gelingt. Höchstens ein halbes Prozent der Menschheit bringt so viel angeborene Aristokratie der geistigen Überlegenheit mit sich, daß es mit unerlichem Recht einen „höheren" Sozial- und Wirtschaftsrang einnehmen könnte. Ich darf mich dabei auf meine eigenen Arbeiten über Intelligenzstatistik in den Volksschulen, wie auf die grundlegenden Forschungen Lapouges u. a. auf diesem Gebiete berufen. Die Menschheit ist zur Handarbeit geboren und diese ist so ausschließlich die Grundlage alles Schaffens, daß nur eine im Wesen

verrenkte Sozialpsychologie zu dieser sozialen Herabsetzung der Handarbeit kommen konnte. Ich meine: die Handarbeiter verdienen den Dank der ganzen Gesellschaft, daß sie diese notwendigen Arbeiten verrichten. Warum sie also mangelhaft entlohnen und sie dafür, daß sie den anderen „die Kastanien aus dem Feuer holen“, noch bürgerlich entrechten, indem man sie bei Wahlen nur als Viertels- oder Achtelspersönlichkeiten einschätzt? In der sozial-ethischen und sozial-honorigen Gleichwertung der „Handarbeit“ mit jeder anderen liegt die wirksamste Überbrückung der sozial wirtschaftlichen Gegensätze. Und außerdem: ist denn die Handarbeit an sich eine Position geistiger Minderwertigkeit? Der Handwerker, der Bauer, der mit der Verantwortlichkeit seiner ganzen Person für sein Handwerk sich einsetzen muß, ist denn das eine mindere Tat, als Aktenschreiben, Protokolle machen, Geschäftsbriefe schreiben? In fast jeder Handarbeit liegt ein künstlerisches Element und der Schlosser, der Schmied, der Schuhmacher, der Schneider usw., sie alle dringen in ihren Arbeiten Auswirkungen des Intellektuellen, des Geistigen, und nicht zum wenigsten auch solche des Moralischen, wie Fleiß, Beständigkeit und Verantwortlichkeit. Es ist deshalb eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen der „Revolution“, daß die Handarbeit im Kurs sozialer Wertschätzung steigt. Hängt doch auch die so notwendige Einrichtung eines intelligenzkräftigen Handwerker- und Gewerbestandes davon ab, daß nicht alle, die sich um ein Gran intelligenter oder gebildeter fühlen, dem „Bureau“ zustreben, sondern dem Handwerk. In dem Maße, als die Handarbeit an gesellschaftlicher Wertschätzung, an ökonomischer Belohnung gewinnt, wird ein natürlicher Abfluß aus den überfüllten und überhitzten Schichten der Bureauarbeit stattfinden.

Anerkennung und Mitarbeit der Masse, Wertschätzung der Handarbeit — alles das geht Hand in Hand, um eine wirkliche Sozialisierung der Gesamtheit herbeizuführen, d. h. das ganze Volk auf den höheren Standpunkt einer bewußt-verantwortlichen staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen vollwertigen Mitarbeit zu heben, die harmonisch von der ganzen Gesellschaft ausgeübt werden soll.

Noch Hegel sagte bei der Definition des Begriffs Volk: „Das Volk ist derjenige Teil des Staats, der nicht weiß, was er will.“

Dieser Satz hatte zu allen Zeiten doch nur feuilletonistischen Wert. Die Kraftmenschen, d. h. solche, die sich dafür halten, haben diese These des Philosophen vom omnipotenten Staat stets mit überlegenem Schmunzeln registriert, aber dabei doch nur ein Talmiprodukt des Nachdenkens zutage gefördert. Das Volk war immer klüger, als jene Feuilletonisten und Ästheten des offenen oder verblümten Autokratismus glaubten. Doch, wie dem auch sei, heute steht das Volk, die Masse, in der politischen und sozialen Arena, gestützt durch allgemeine Militärpflicht, allgemeines Wahlrecht, allgemeine Volksbildung, allgemeine Beteiligung an den kulturellen Gütern der Gesamtheit und läßt sich nicht mehr abweisen. So muß man die „Masse" dem allgemeinen Staats- und Gesellschaftsprozeß assimilieren und seine Bedeutung als bewußt schaffenden Faktor anerkennen.

Der Grundsatz Stahls: „Autorität, nicht Majorität", erfährt eine Anpassung an das „moderne soziale Milieu". Der Satz hatte unbedingt Geltung, solange die Majorität, die Masse, nicht in der Lage war, sich die Autorität des Sittlichen zu erwerben, des Staats-Sittlichen, des Gesellschafts-Sittlichen, des Politisch-Sittlichen. Diese Erwerbung war geknüpft an die Güter der politischen und allgemeinen Bildung, die nur wenigen zugänglich waren. In dem Maße aber, wie durch die zunehmende allgemeine und politische Bildung die intellektuellen Kräfte gestärkt wurden, um das eingeborene Sittliche des Politischen und Sozialen zu erkennen und zu bewerten, nimmt die Majorität von der Autorität geistigen Besitz. Denn es handelt sich bei Stahl in seiner Auffassung der Autorität nur um die des Sittlichen, nicht um die Mechanik der äußerlichen Gewalt. Das Sittliche, als eine Akzidenz der transzendenten christlichen Religion, ist ihm das schlechthin autoritäre. Wenn dieses sonach in der Geistesverfassung und Gesinnungsbildung der Menschheit „Sitz und Stimme" erlangt hat, so ist die sozial- und politisch-ethische Grundauffassung der Stahlschen These vollständig gewahrt. Das geht klar aus den ebenso denkwürdigen wie geistestiefen Sätzen hervor, mit denen Stahl in seiner „Staatslehre" den Abschnitt von dem „Rechte des Volks zur Empörung" abschließt; sie lauten: „Unsere Würdigung des Verhältnisses des Volkes zum Staat enthält ihre tiefste Befestigung an der christlichen Welt-

anschauung. Gott will die Verklärung der Menschheit, die Heiligen sollen in Christo mit Gott herrschen, und sie herrschen, indem sie gehorchen. Was im ewigen Reiche die Einheit des Göttlich-Menschlichen, das ist in seinem Schattenbilde, dem äußerlichen zeitlichen Reiche des Staates die Einheit von Obrigkeit und Volk. Jene bleibt die höhere, aber dieses soll an der Herrschaft teilhaben. Die ethischen Grundverhältnisse bleiben in allen Stufen dieselben: Autorität und selbsttätiger Gehorsam, der Mensch Mitträger und Mithervorbringer der ethischen Ordnung, unter der er steht, das ist das Urgesetz und Endziel der sittlichen Welt."

Hier ist die Vereinigung des wahrhaft Demokratischen mit dem Sittlich-autoritären festgelegt als Ergebnis einer sittlichen Entwicklung. Mit ihr geht der fortschrittliche Konservative; sie ist ihm Endziel aller Entwicklung. Der Konservatismus kann sich nicht festlegen auf zeitliche Entwicklungsstadien, nicht im Politischen und nicht im Wirtschaftlichen; er braucht es sich nicht durch Heraklit sagen zu lassen, daß alles im Flusse sei, er weiß es aus seinem Begriff der Entwicklung, weil ihm ja die ganze Welt, die Menschheit eine Fort- und Höherentwicklung zu Gott ist. Der Konservatismus braucht sich nicht zu steifen auf „Gewordenes", — so hoch er die treibenden und schaffenden Kräfte dieses Werdens einschätzen wird — **er geht mit in der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung, so lange ihm die ewigen und unveränderlichen Grundsätze des Sittlich-Religiösen gewahrt erscheinen.**

In den Fragen des Sittlichen — da gilt es fest zu bleiben. Wir kommen niemals über den Dekalog hinaus, und die sittlichen Grundsätze, wie sie aus dem „Evangelium schimmern", sind, nach Goethe, durch keine andere Sittlichkeit zu überholen, sie sind das Ideal, dem wir nachzustreben haben. In den Fragen der Erziehung, der Familie, der Ehe, der Sinnenreinheit, der Schule, der Kirche, der Literatur, der Kunst, des Respekts vor der Sitte — hier gilt es den Geist der Sittlichkeit und Sitte zu wahren, wie er aus dem Evangelium klar hervorschimmert. Alle jene „Revolutionäre", die uns eine andere Sittlichkeit als die des Evangeliums predigen, sind als falsche unpsychologische Lehrer abzuweisen. Aber gerade in diesen Dingen läßt es der Konservatismus von

heute so manchmal fehlen. Gegen die Verwüstungen, die die geistigen Seuchen einer philosophiefremden und erkenntnislosen Naturwissenschaft angerichtet haben, ist von konservativer Seite aus viel zu wenig eingeschritten worden, d. h. man hat es an wirksamer **geistiger** Bekämpfung fehlen lassen. Im Schöngeistigen und Literarischen, in der Bühnenliteratur überläßt man die Führung dem großstädtischen Zeitungsliberalismus mit seinen feuilletonistischen Pointierungen. Und gerade von hier aus werden dem sittlichen Fühlen und Denken des Volks schwere Beeinträchtigungen zugefügt. Das macht, weil sich der zeitgenössische Konservatismus mit seiner ganz massiv eingerichteten Politik des Gegenständlichen für die Erhaltung politischer und wirtschaftlicher Privilegien bestimmter Schichten erschöpft und weil es ihm im letzten Grunde an der tiefer gegrabenen geistigen Physiognomie fehlt, ohne die kein politisches Prinzip auf die Dauer sich behaupten kann. Die Verflachung und Veräußerlichung, die ein Charakteristikum einer im Mechanischen triumphierenden Zeit ist, zeigt sich am stärksten bei den Konservativen, die im Materiellen eingebettet sind und ganz vergessen, daß es immer der Geist ist, der den Körper baut. Das alte konservative Programm des Sittlich-Religiösen in seiner Anwendung auf die innerliche Befestigung der geistigen Kräfte muß vertieft werden; gerade hier sollte jede Anlehnung an mondäne und libertinistische Oberflächlichkeit vermieden sein. Die Vertretung der konservativen Ideen darf nicht mehr dem Latitudinarismus der „glücklich Besitzenden" überlassen bleiben.

Es handelt sich darum, den **christlich-sittlichen Lebensstil**, wie er sich aus den Uranfängen philosophischer Weltbetrachtung ergibt und wie er durch die Heilstatsachen des Evangeliums, d. h. im Lichte höherer Erkenntnis, als der **entwicklungsgeschichtliche** des sittlichen Reiches, des Reiches Gottes, erkannt und festgelegt wurde, auszubauen und zu befestigen; er ist dem Gesamtkomplex der perversen Strebungen mit ihrer Richtung auf Ausmerzung des geschichtlich Gewordenen entgegenzustellen, als Prinzip des Sittlich-Positiven. Um die Integrität des sittlichen Reichs allein handelt es sich. Denn, sagt Stahl zusammenfassend: „Wenn der Staat als ein sittliches Reich erkannt wird, **so ist damit auch das konservative Prinzip gewahrt.**"

Die deutsch-nationale Volkspartei

Aus den bisherigen Darlegungen hat sich ergeben, daß die deutsche politische Entwicklung eine Rechtspartei, eine konservative Partei braucht, eine konservative Partei freilich, die den entwicklungsgeschichtlichen Wirklichkeitsboden betritt und von hier aus die konservative Idee aufs neue ausbaut und der neuen Entwicklung einverleibt

In den Wirren des 9. November 1918 ist die alte konservative Partei vom politischen Schauplatz abgetreten, sanglos, klanglos; man hat ein politisches Erbe, das durch viele Jahrzehnte hindurch für die deutsche Öffentlichkeit von Bedeutung war, aus Angst und Opportunismus preisgegeben Darin lag ein Bekenntnis, das Bekenntnis der Schuld, wenigstens hat es die Öffentlichkeit als solches aufgefaßt Die Führer hielten es offenbar nicht mehr an der Zeit, sich zur konservativen Idee zu bekennen. Das war gewiß falsch. Denn keine Gesellschaft, kein Staat kann ohne eine im Geiste starke konservative Partei auskommen.'; Die konservative Parteileitung aber warf die Waffen weg. Die Gegner haben dieses Bekenntnis der Schwäche sofort aufgefaßt und mit Recht dahin gedeutet, die Konservativen sehen ein, daß sie überwunden und als politische Partei erledigt sind. Im Geheimen holte man die Waffen freilich wieder auf den Kampfplatz zurück, um unter dem Schutz einer „modern" angestrichenen Kulisse weiter zu fechten. Diese Kulisse nannte sich Deutsch-nationale Volkspartei. In der ersten wahlpolitischen Kundgebung der neuen Partei war kein Bekenntnis zur Monarchie enthalten. Es ist schon andernorts angeführt worden, daß der Verfasser dieser Schrift dies Bekenntnis zur Monarchie in den für Baden bestimmten programmatischen Wahlaufruf hineingeschrieben

hat. Dies neue Programm war nicht übel abgefaßt; es war etwas vom Geist der neuen Zeit in ihm enthalten.

Als die erste Angst überwunden war, stellten sich die bösen Elemente und politischen Begleiter, die die alte konservative Partei diskreditierten, wieder ein — Ostelbier und Alldeutsche. Was unter Ostelbier zu verstehen ist, wurde andernorts schon auseinandergesetzt. Sie suchten in der neuen Gründung festen Fuß zu fassen und die Leitung an sich zu reißen. Je weiter die Revolution fortschritt und je weniger diese imstande war, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu meistern, desto kräftiger trat die großagrarisch-alldeutsche Führung hervor. Es war dies um so eher möglich, als die neue Regierung, durch bürgerliche Demokratie und Zentrum beeinflußt, es nicht vermochte, durch den revolutionären Terrorismus, wie wir ihn 1789 und im bolschewistischen Rußland erlebten, die konservativen Gegner niederzuschlagen.

Die wirtschaftliche Lage wurde immer prekärer. Im gleichen Tempo erstarkte die alldeutsche Richtung in der deutsch-nationalen Volkspartei. Denn es war klar, daß diese Richtung der wohlerprobten agitatorischen Kniffe es nicht unterlassen würde, den immer mehr sich verstärkenden wirtschaftlichen Zusammenbruch der Revolution in die Schuhe zu schieben. Die Parteien sind nun einmal, leider, skrupellos und nützen die Konjunktur aus. Es ist klar — und braucht von unserem konservativen Standpunkt aus nicht besonders betont zu werden —, daß die Revolution, die in ihrer formalen Auswirkung unnötig war, einen vollgemessenen Teil der Schuld an diesem Zusammenbruch trägt. Aber es wäre eine Vergewaltigung der Wahrheit, wollte man die Revolution allein verantwortlich machen. Man sollte doch endlich diese widerliche parteipolitische Mache hüben und drüben aufgeben, die Schuld an den Verhältnissen da oder dort zu lokalisieren, wo es gerade dem parteipolitischen Profit entspricht. Es gibt hundert Punkte in der Entwicklungsgeschichte der letzten Jahrzehnte, die man zu Ausgangspunkten der „Schuld“ machen kann. Gewissenhafte und ehrliche Leute wenden sich von solcher Geschichtsklitterung, die sich kaum mit den moralischen Vorstellungen der Parteifunktionäre vereinbaren läßt, ab; sie wissen, daß in diesen Vorgängen sich ein weltgeschichtliches Phänomen auswirkt, in welchem alle Faktoren der weltgeschichtlichen

Differenziertheit der letzten Dekaden ihren genau bestimmten Wirkungsplatz haben. Zu diesem Teilschuldner gehört auch die alte konservative Partei, die sich auf keinerlei Reformen einließ, sie gehört um so mehr dazu, weil sie, vom Chauvinismus vergiftet, dem verbrecherischen Drängen der Alldeutschen und des einseitigen Militarismus nicht widerstand, obwohl sie oft genug gewarnt wurde.

Es ist unfair und unpolitisch zugleich, die politischen Tatsachen so zu gruppieren, daß die „Schuld“ auf einzelne fällt, damit man politische Geschäfte machen kann. Der Geschichtschreiber der Zukunft wird wohl alle Wurzeln bloßlegen, damit man die eigentlich treibenden Kräfte dieses furchtbaren Geschehens wird erkennen können; er wird das Akzidentielle vom Prinzipalen trennen und dortun die Wahrheit des alten Satzes, den Schiller seinem Wallenstein in den Mund legt: „Gerade was als Ohngefähr uns dünkt, stammt aus den tiefsten Quellen.“

Für heute und die nächste Zukunft besteht die Aufgabe darin, positiv zu bauen, um auf der neuen Grundlage die Möglichkeit einer Weiterexistenz des deutschen Volkes und des deutschen Reiches zu schaffen. Will die deutsch-nationale Volkspartei diese Arbeit mittun? In ihren Führern gewiß. Denn das sind Männer der Erfahrung und Besonnenheit, die in ihrem politischen Leben erfahren haben, daß man mit der Verneinung nicht weiter kommt. Aber es scheint, als ob diese Führer gehemmt werden durch das Bedürfnis der Agitation und Agitatoren, die als Geister zweiter Ordnung nur das nächstliegende erkennen und eine Zukunftspolitik mit Einstellung geistiger Faktoren nicht zu treiben vermögen. Betrachten wir das Programm der Agitationspolitiker etwas näher.

Man will die Monarchie wieder herstellen. Das wäre möglich gewesen im Anfang der Revolution. Wenn das Bürgertum Entmütigkeit und Enthusiasmus genug besessen hätte, sich in den Riß zu stellen. Aber dies Bürgertum war nicht da; auch das konservative nicht. Das Bürgertum war feige, verkroch sich vor Flintenschüssen und Maschinengewehren und ließ die latente revolutionäre Idee durch die Zwanzigjährigen bewirtschaften. Hätte das Bürgertum sich dieser bemächtigt und ihre Abwicklung in die rechte Bahn gelenkt, so wäre die Monarchie erhalten worden. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Heute ist die Wiederherstellung unmöglich, es sei denn, man riskiere einen neuen Bürgerkrieg, dessen Ausgang unzweifelhaft ist: der Kampf wäre für die Monarchisten verloren. Es gibt eben Dinge, die, von der Minute ausgeschlagen, in keiner Ewigkeit zurückzubringen sind. Wenn die Konservativen in der Geschichte, in der Literatur, in der Philosophie besser bewandert wären, so wären ihnen die Ergebnisse philosophischen und praktischen Denkens geläufiger.

Genau so verhält sich's mit dem „starken Mann". Das ist immer noch ein Denken in vorgeschichtlichen Formen. Der „starke Mann" ist ein Phantom. Er kann eine Wirklichkeit sein, wenn er ein treues, gewaltiges Heer hinter sich hat. Ein solches existiert nicht. Seine Erstellung ist auch unmöglich, weil wir heute eine „Masse" haben, die soeben in der Revolution und in der Abmontierung beim Waffenstillstand als der andere starke Mann ihre Legitimation, mitzubestimmen, erbracht hat. Man vergißt immer, daß wir 13 Millionen sozialdemokratischer Stimmen haben, die die allgemeine Wehrpflicht — eine demokratische Einrichtung — mobilisiert hat. Zu diesen 13 Millionen kommen viele Millionen anderer Stimmen von Liberalen, Demokraten, Zentrum, die alle nichts vom „starken Mann" und seiner Herstellung des alten Regimes wissen wollen. Aus diesen Millionen setzt sich aber das Heer zusammen, das seinen eigenen Willen hat und keinem „starken Mann" gehorcht, wenn er gegen diesen Willen etwas unternehmen will. Es ist eben immer wieder die alte frivole Machttheorie, die sich in solchen Willensrichtungen ausdrückt. Mit ihr muß es aber vollständig vorbei sein, wenn wir den neuen Konservatismus als eine Lebensmacht für Volk und Staat einführen wollen. Nicht den „starken Mann" brauchen wir, sondern viele starke Männer, die von einem einheitlichen Impuls geleitet werden und an Stelle der Gewalt die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit setzen, wie sie sich aus dem christlichen Sittengesetz ergibt. Die Masse ist da und läßt sich nicht wegdisputieren. Mit ihr müssen wir staatserhaltende Politik treiben, nicht gegen sie. Ihre zur Zeit revolutionäre Gesinnung muß zu einer ethischen umgewandelt werden. Das geschieht aber nicht, indem man sie mit Handgranaten, Maschinengewehren unter einem „starken Mann" zu Paaren treiben

will — wenn man das wollte, sie ließ sich's eben nicht gefallen, weil sie die Macht hat —, daß man vielmehr die in ihren geistigen Bewußtseinsinhalten liegenden sittlichen Werte und berechtigten Forderungen erkennt und sie zu verwirklichen strebt.

Es ist auch nicht so, als ob die Masse und ihre „revolutionäre" Gesinnung wirklich kompakt wäre, es sind Hunderttausende, Millionen Volksgenossen da, die dem christlichen Erziehungsprozeß zugänglich sind. Das sind — von den Bauern ganz abgesehen — jene Arbeiter, die durch ihr evangelisches oder katholisches Bekenntnis einer Gemeinschaft der positiv bauenden Willensbetätigung zugehören. Soviel ist gewiß, daß wenn die deutsch-nationale Volkspartei als konservative Partei der Zukunft in Betracht kommen will, sie vom Chauvinismus ebenso wie von jeder Macht- und Gewaltpolitik ablassen muß.

Sie kann gewiß „auch so" leben und für den Augenblick agitatorisch weiterkommen. Ihr treten bei all jene Bürgerlichen, die um ihren Besitz besorgt sind und sich vorläufig Diktatur und „starken Mann" gefallen ließen, nur um die „Ordnung" zu retten, die ihnen den Besitz und die mit ihm verbundenen Behaglichkeitswerte eines gesellschaftlich kümmernisfreien Daseins erhält. So ist das „Zuströmen" zur deutsch-nationalen Volkspartei erklärlich. In Wahrheit sind diese Elemente aber liberal und unzuverlässig; es läßt sich mit ihnen keine sittliche Politik des kategorischen Imperativs, geschweige denn eine solche der bewußt christlich gerichteten Sittlichkeit treiben. Diese Elemente huldigen durchaus einem billigen Eudämonismus und sehen in dem behaglichen Genießen einer reinen Diesseitigkeitsauffassung ihr politisches und soziales Ideal.

Nicht anders liegt es mit dem **Antisemitismus**, dem sich die deutsch-nationale Volkspartei verschreiben will. Auch er bringt ihr manchen Mann in ihre Reihen. Denn der Antisemitismus ist populär. Das macht ihn für jeden anständigen Menschen und ernsthaften Christen verdächtig. Unbefangene Betrachtung wird den Antisemitismus der jetzigen Zeit abweisen müssen. Es geht wirklich nicht an, in einer Periode, in der die schamlose Ausbeutung aller durch alle geradezu als Grundsatz betrieben wird, die Juden im besonderen der Ausbeutung zu bezichtigen. Nur weltfremde katholische und evangelische Geistliche können von einer besonderen Form

des „jüdischen“ Kapitalismus sprechen. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß in den Kriegszeiten alles, was produzierte oder handelte, übergroßen Gewinn gemacht hat. Nur der Arbeiter, der Handarbeiter und der geistige, und die Beamten standen jenseits dieser Gewinnflut Nur weltfremde Leute können auch behaupten, daß der Jude in besonderer Weise an diesen Zugriffen sich beteiligt habe Die reichen Leute und Millionäre sind überall aus dem Boden gewachsen. Das war die Folge des hemmungslos gewordenen kapitalistischen Systems, das immer und zu allen Zeiten der Weltgeschichte autonom die Ausbeutung besorgte, unbeschadet der Rasse und des Bekenntnisses.

Daß der Jude leichter erkennbar in dieser Autonomie der kapitalistischen Ausbeutung erscheint, ist jedem Sozialpolitiker verständlich. Wir wissen, daß die Juden achtzehnmal stärker am Bankrott, neunzehnmal stärker beim Wucher usw beteiligt sind. Das hört sich schlimm an und ist von gewissenlosen Agitatoren stets ausgebeutet worden Der gerechte Statistiker weiß natürlich, daß solche Zahlen nicht absolut, sondern relativ aufgefaßt werden müssen. Die Juden sind fast ausschließlich sozialwirtschaftlich im Kaufmannsstand und den Berufen der Geldwirtschaft untergebracht, während die Deutschen nur zu einem ganz kleinen Teil in diesen Berufsrubriken erscheinen. Will man also ein gerechtes Urteil fällen, so muß man der Zahl jüdischer Kaufleute die gleiche Zahl christlicher gegenüberstellen und dann untersuchen, wie sich die Bankrott- und Wucherfälle verteilen Diese Untersuchung ergibt, daß Juden und Christen zu fast gleichen Prozentteilen an diesem Vergehen beteiligt sind. So ist es auch jetzt mit den Kriegsgewinnlern. Da die Juden in den stärksten Prozentteilen an den kaufmännischen usw. Geschäften beteiligt sind, ist auch der ihnen zukommende Teil der Kriegsgewinnler scharf in die Augen springend. Stellt man aber auch hier Deutsche und Juden in gleichen Zahlen einander gegenüber, so wird der jüdische Ausbeuter dem deutschen nichts voraus haben. Tatsache ist, daß unser deutsches Volk dem Wucher und Ausbeutungsgeist hemmungslos ergeben war; alle Begriffe, nicht nur der kaufmännischen Anständigkeit und Ehrlichkeit, der einfachsten sittlichen Forderungen waren und sind noch ausgeschaltet. Der Wuchergeist, die Profitgier, die Ausbeutungssucht hat alle mit einer Intensität überfallen, die man

für unmöglich hielt. Wenn man deutsche christliche Kaufleute darauf anspricht, oder wenn man selbst einen Blick in die kaufmännischen Liefer- und Schiebergeschäfte tut, so wird man den Sündenfall aller feststellen müssen. Nur Unkenntnis oder bewußte lügnerische Agitationsmethode kann von einer **besonderen** Schuld der Juden sprechen.

Angesichts der sittlichen Verwahrlosung großer und größter Kreise des deutschen Volkes ist es unzulässig, für die Juden ein Sonderkonto der Bewucherung zu eröffnen. Dem ganzen deutschen Volke tut Einkehr not. Einen Sündenbock herauszustellen, ist bequem, aber unzulässig. Kein ehrlicher Politiker kann sich an einem solchen Geschäfte beteiligen. Wo die Wurzeln eines berechtigten Antisemitismus zu suchen sind, ist in der „Konservativen Zukunftspolitik" dargetan worden.

Es sind Bestrebungen im Gange, die deutsche Volkspartei, die frühere nationalliberale Partei, der deutsch-nationalen Volkspartei anzugliedern. Das würde die Verstärkung der großkapitalistischen Richtung bedeuten mit ihrem Appendix der Schwerindustrie. Die deutsch-nationale Volkspartei kann auf diese Weise wohl Geld, aber keinen Anhang bekommen. Der Hinzutritt großkapitalistischer Kreise bedeutet Fortsetzung und Verstärkung einer wesentlich industrialistisch gerichteten Staats- und Gesellschaftskultur und Verhinderung aller Sozialbestrebungen auch dort, wo sie notwendig sind. Daß sich's aber um Abbau des industrialistischen Großkapitals und Aufbau einer gesunden Sozialisierung handelt, dürfte für die, die diesen Ausführungen bisher gefolgt sind, klar sein.

Im besonderen wäre noch der **kulturpolitischen** Aufgaben zu gedenken. Das Alldeutschtum ist nationalistisch und liberal. Es ist der schärfste und bewußteste Gegner der christlichen Weltanschauung, insoweit diese auf der Tatsache der Welterlösung durch Gottes eingeborenen Sohn sich aufbaut. Das Alldeutschtum als Prinzip ist günstigenfalls pantheistisch und läßt vom Christentum nach protestantenvereinlicher Auffassung einige unverbindliche Moralvorschriften stehen. In der „Konservativen Zukunftspolitik" sind diese Zusammenhänge nachgewiesen worden. Diese liberale Religionsanschauung wird vom Alldeutschtum im Verfolg der Ideen von Lagarde, Chamberlain, Richard Wagner, Drews und der Sekundogarnitur der

völkischen Tagesschreiber aus dem Antisemitismus propagiert. In der „Deutschen Zeitung", dem führenden Organ der Alldeutschen, verlangt eine Schriftstellerin Umgestaltung des Lehrstoffes für den Religionsunterricht, sie schreibt: „Es müßte eine der vornehmsten Forderungen der Deutsch-nationalen Partei sein, daß der im Religionsunterricht behandelte Stoff einer Nachprüfung und starken Sichtung unterzogen wird" Dann fährt sie fort, „es ist klar, daß Jesus kein Semit gewesen sein kann, und darum muß dies auch den Kindern im Religionsunterricht mitgeteilt werden."

Es ist eine ganz unehrliche Machenschaft konservativer Führer und Zeitungen, wenn sie sich fortgesetzt bemühen, diese Mischung extremen Protestantenvereinlertums mit antisemitischen Auffassungen beim Alldeutschtum in Abrede zu stellen, um das Gros der christlich-konservativen Bevölkerung zu täuschen. Das Alldeutschtum in seiner intellektuellen Führung ist heidnisch-pantheistisch, mit einem christlichen Einschlag, der der ganz links stehenden protestantenvereinlichen Auffassung entspricht. Wenn es auch positiv-christliche Alldeutsche gibt, so liegt ein Denkfehler oder eine moralische Irrung vor Positives Christentum und Alldeutschtum sind unvereinbar.

Die deutsch-nationale Volkspartei wird es sich überlegen müssen, ob sie mit diesen Zuschüssen aus anderen Parteien und Richtungen wirklich eine Volkspartei werden kann. Schon numerisch ist das unmöglich Die Abwanderung aus anderen Parteien besteht; aber die Kreise, aus denen die Abwanderung erfolgt, sind selbst zahlenmäßig zu schwach, um eine wirkungsvolle deutsch-nationale Phalanx zu erstellen. Aus den sozialdemokratischen Reihen ist keine Verstärkung zu erhoffen, aus denen des Zentrums auch nicht, so sehr man auch damit rechnet und darauf hofft; alle Spekulationen auf eine Zentrumszerbröckelung sind nichtig. So bleibt nur die deutschdemokratische Partei. Aber auch die ist in ihrem Kern unantastbar, obwohl ein Abbröckelungsprozeß besteht. Aber nur Phantasterei kann ihn für so bedeutend halten, daß von ihm die Reihen der deutsch-nationalen Volkspartei wesentlich verstärkt würden. Und findet eine wesentliche Abwandeerung statt, so ist diese nur der Keim zu künftigen Zersetzungen Denn diese Elemente bleiben liberal und werden, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse ihren gefahrdrohenden Charakter verloren haben, wenn die „Ordnung" einigermaßen her-

gestellt ist und Besitzkonfiskation nicht mehr droht, die angeborene liberale Elastizität wieder zurückgewonnen, austreten, oder aber ein „Element der Dekomposition“ in der Partei bilden

Der deutsche Liberalismus erkennt sein bestimmendes Wesen in seiner sogenannten kulturpolitischen Haltung. Das ist an sich ein richtiger Standpunkt, denn nichts entwürdigt und verflacht die politischen Parteien so sehr, als wenn sie in der Vertretung rein politischer und materieller Interessen aufgehen Aber der Liberalismus hat sein kulturpolitisches Ideal einseitig eingestellt. Er identifiziert Kultur mit philosophischer und religiöser Negation, er huldigt im sittlichen einem ästhetisch überfeinerten Nihilismus, was sich insbesondere auch in seiner Stellung zur Kunst und zum Theater ausdrückt. Die ganze ungeheuere Schmutzwelle, die sich im letzten Vierteljahrhundert verheerend über das deutsche Geistesleben wälzte, hat der Liberalismus mit dem Worte Freiheit zu verteidigen gesucht. Am auffallendsten hat sich das gezeigt im Verhalten zu dem großen Volks- und Kulturverderber Nietzsche Dieser ist, politisch betrachtet, durchaus ein Gegner des vornehm-edeln *politischen* Liberalismus; aber sein diabolischer Haß gegen das Christentum, seine Anwürfe gegen alles Überkommene in Sitte und Religion machten den Mann dem Liberalismus so wertvoll, daß man seinen antiliberalen Standpunkt, seine Deutschen-Verachtung, seinen Hohn auf das deutschliberale völlig übersah. Der deutsche Liberalismus fühlt sich eben zunächst und zuerst als Schutztruppe alles verneinenden in Literatur, Kunst, Wissenschaft, Theater, Philosophie Während unsere großen Dichter der Klassizität bis zu Hebbel die sittlichen Fragen, sofern diese dichterisch und dramatisch zur Lösung reiften, im konservativen Sinn entschieden, drängt das liberale Schrifttum zum entgegengesetzten Pol und wird Verteidiger des Nihilismus. In der Naturwissenschaft war es genau so. Keine These dieser Wissenschaft konnte so ultraradikal sein, um nicht die Unterstützung des Liberalismus zu finden. Und von den Fragen der Sitte gilt das gleiche. Man betrachte nur einmal die Leichenverbrennung Sie ist geradezu ein Schibboleth des Liberalismus. Und doch weist ein natürliches, unverbildetes Gefühl diese Widernatürlichkeit a priori zurück. So sehr hängt der Liberalismus an dieser Errungenschaft, daß er übersieht, wie die Wissenschaft längst die Leichenverbrennung als einen widernatürlichen,

durch die Zerstörung der Nukleine den Aufbau des Organischen hindernden gewalttätigen Prozeß dargestellt hat. Das Buch des Franzosen Finot ist ebenso ungehört an dem geistigen Laboratorium des Liberalismus vorbeigezogen, wie das treffliche Werk von Schlaich „vom Schaltwerk der Gedanken“, in dem bei glänzender Beherrschung des einschlägigen wissenschaftlichen Materials die Zweckwidrigkeit der Leichenzerstörung durch Feuer nachgewiesen wird. Der deutsche Liberalismus zeigt sich auch in diesen Dingen als ein Abklatsch des romanischen.

Ganz anders ist das Verhalten des englischen und amerikanischen Liberalismus. Beide entscheiden die religiösen und sittlichen Fragen in konservativem Sinne; sie lassen sich am politischen und sozialen Liberalismus genügen und erstreben die Verwirklichung der Gedanken der politischen Freiheit und der sozialen Brüderlichkeit.

Gewiß hat sich auch in Deutschland im liberalen Lager ein kleiner Umschwung vollzogen. Die Christentumsfeindschaft hat sich ein wenig gemäßigt und im philosophischen und naturwissenschaftlichen hat eine ruhigere und objektivere Auffassung ihren Einzug gehalten. Ein vielgeschmähtes Organ [1]) hat aus Anlaß von Haeckels Tod eine Abrechnung mit dem Haeckelianismus gebracht, voll Geist und Kraft und Sachlichkeit, wie man sie vergeblich in den Zeitungen der Rechten suchte. Und das will um so mehr bedeuten, wenn man weiß, daß außer Nietzsche niemand so viel zur Verseuchung der religiös-sittlichen Mentalität der Deutschen beigetragen hat, wie dieser Mann mit seiner banalen und läppischen Naturphilosophie, an der sich das ganze Heer der nihilistischen Publizisten, Ästhetiker, Dramatiker, Novellisten großgesäugt hat.

Es ist ein wenig besser geworden. Aber seitdem die **liberalen Pfarrer** in den demokratischen politischen Parteien Aufnahme und führende Stellungnahme gefunden haben, läuft der ganze wohltätige Einschlag Gefahr, zu verschwinden. Denn diese Pfarrer sind die Fanatiker des religiösen Liberalismus. Der edle und vornehme Liberalismus, der immerhin noch einige Vertreter hat, ist **wirklich tolerant**. Das heißt: er glaubt nicht, daß positives Christentum eine Ausgeburt von Dummheit, günstigstenfalls Heuchelei

1) Frankfurter Zeitung

sei — die meisten der liberalen Pfarrer haben niemals ernsthafte philosophische Studien gemacht —, er weiß im Gegenteil positive christliche Herzensstellung und Frömmigkeit als den wirklichen Sauerteig sittlicher Kultur zu schätzen — so namentlich Troeltsch —, wenn er auch nicht verstandesmäßig die Postulate positiver Anschauung anerkennt.

Dieser religiöse Liberalismus, der politisch geneigt ist nach rechts zu gehen, sucht nun in einer besonders zurecht gemachten Form Eingang und Führung in der deutsch-nationalen Volkspartei. Die treibenden Elemente dieser Form bestehen im Nationalismus, Antisemitismus, Antikatholizismus Seine Vertreter wissen ganz genau, wie man in den inhärent konservativen Kreisen auf diese drei Gesinnungsströmungen populären politischen Betriebes positiv reagiert Man muß als Konservativer charaktervoll, geschichtlich durchgebildet und in hohem Maße gerecht sein, um diesen drei Elementen keinen bestimmenden Einfluß auf grundsätzliches Denken einzuräumen. Kriegerverein, Evangelischer Bund, nationalistische Gesinnung bilden eine Trias von Stimulantien, denen die Seele des typischen Konservativen nur schwer auszuweichen vermag Und wer da weiß, wie Menschliches und Allzumenschliches gar leicht reines Denken und reines Fühlen überwuchert, wird sich über diese „positive Reaktion" kaum wundern

Besonders das antikatholische — der Mann der Agitation sagt immer: das antirömische — ist es, das bis tief in die positivsten Kreise hinein polemische Gefühle, Reizungen des Widerstandes auslöst. Das wissen die klugen Drahtzieher genau und richten ihre Polemik danach ein. Der alte Satz, daß der Katholizismus an sich antinational sei — es wird immer wieder vergessen, daß das Christentum grundsätzlich übernational ist —, wird als Selbstverständlichkeit gebraucht und dazu die einschränkende Phrase geflochten, daß man dem „nationalen" Katholiken gern die Hand reiche. Es bleibt ja dann jedem einzelnen überlassen, sich die Zahl dieser nationalen Katholiken selbst zu konstruieren. Hier wird Brunnenvergiftung schlimmster Art getrieben. Wer den Ausführungen dieses Buches gefolgt ist, weiß, daß die zukünftige deutsche Kulturpolitik nur eine solche des Aufbaus auf den Prinzipien der christlichen Weltanschauung sein kann. In dieser Auffassung gibt es keinen Unterschied zwischen

Evangelischen und Katholiken. Wir leben nicht mehr im 16. Jahrhundert. Es kommt darauf an, die bauenden Begriffe: Ehe, Familie, Erziehung, Schule, Kirche, Sitte und Sittlichkeit, die Domäne der Herzens- und Gesinnungsbildung, im Geiste des Christentums zu erhalten. In diesen grundlegenden Zielen sind sich Evangelische und Katholiken einig. Das muß man apriorisch erkennen. Will darum die deutsch-nationale Volkspartei die Partei der Rechten werden, so wird sie Fühlung mit dem katholischen Volksteil nehmen müssen und die Rattenfänger des alldeutschen Nationalismus, des Antisemitismus und Antiromanismus abweisen. Die Vertreter dieser Richtungen sind weder moralisch, noch intellektualistisch zuständig. Es sind irrlichtelierende Charaktere, oft vom Hauche der Genialität, noch mehr aber von dem eines undisziplinierten Liebhaberegoismus umwittert. Positive, schöpferische Politik läßt sich mit ihnen unter keinen Umständen treiben.

Im Königreich Sachsen haben Millionen für die Beibehaltung des konfessionellen Religionsunterrichtes gestimmt. In der ehemaligen Volschewistenstadt München, der katholischen Hauptstadt des katholischen Bayern, haben für die konfessionelle Schule 29 673 katholische und 1907 evangelische Eltern gestimmt, für die Simultanschule 10 094 katholische und 2015 evangelische Eltern. Da gesetzlich das Recht besteht, keine Erklärung abzugeben, wenn das Kind in der bisherigen Schule verbleiben soll, so müssen auch diese bei der Gesamtwürdigung des Ergebnisses berücksichtigt werden. Danach sind jetzt von den Katholiken 47 550 Konfessionsschüler (81 Prozent), 11 431 Simultanschüler (19 Prozent), von den Evangelischen 4549 Konfessionsschüler (62,5 Prozent), 2739 Simultanschüler (37,5 Prozent), von den Israeliten 241 Konfessionsschüler (32,5 Prozent), 501 Simultanschüler (67,5 Prozent).

In Baden und Württemberg haben die Wahlen zur Generalsynode große Mehrheiten für die positiven Evangelischen gebracht. Es ist also Tatsache, daß große Kreise auch der sozialdemokratischen Wähler in Sachen von Kirche und Schule und Erziehung auf positivem Boden stehen. Das liberale Christentum ist die Einbildung von ein paar hundert Theologen; würde es nicht durch den Liberalismus als politische Partei gestützt, könnte es in der Öffentlichkeit keine Bedeutung besitzen.

Die deutsch-nationale Volkspartei sollte an solchen Tatsachen, die uns von der Beschaffenheit der Volksseele Kunde geben, nicht vorübergehen. Gewiß bekommt die Partei aus den Bezirken der Undisziplinierten Zuschüsse: an Ängstlichen und Privilegierten, an Geld, an schwankenden Charakteren der Politik und Gesinnung, aber die Massen bleiben aus. Auf den Bürger-, Bauern- und Arbeiterstand unter Führung der religiös Durchgebildeten muß die Partei sich gründen können. Tut sie das nicht, so besteht die Gefahr, daß die öffentliche und parteipolitische Vertretung konservativer Grundsätze an den katholischen Volksteil übergeht. Die deutsch-nationale Volkspartei bleibt in diesem Fall ein Konventikel von Außenseiteen und Eigenbrödlern, trotz der Erfolge bei den nächsten Wahlen, die von den Wissenden als bedeutend eingeschätzt werden.

Die deutsch-nationale Volkspartei wird zur Zeit geleitet vom agitatorischen Bedürfnis; Köpfe zweiter Ordnung und die Parteifunktionäre bestimmen ihre Haltung, Überläufer verschaffen ihr den Ruf temperamentvollen Betriebs; sie lebt vorläufig geistig von ihrer Opposition gegen den Gesamtstaat. Mit solcher Praxis kann man Augenblickserfolge erringen, aber sie bringt der Partei keinen moralischen Gewinn, sie sichert keine moralischen Eroberungen, ohne die keine Partei auf die Dauer leben kann.

Es ist nicht fein und nicht statthaft, wenn die Wortführer der deutsch-nationalen Volkspartei der demokratischen und der Zentrumspartei den Vorwurf machen, daß sie in die Regierung eingetreten seien. Eine sachliche und unvoreingenommene Auffassung wird es im Gegenteil diesen bürgerlichen Parteien Dank wissen müssen, daß sie durch ihr Eintreten die geschichtliche Kontinuität des neuen Staates mit dem alten aufrecht erhielten. Ohne diese Mitarbeit hätten wir die Diktatur des Proletariats, den rein sozialistischen Staat erhalten. Er würde sich schließlich zwar selbst ad absurdum geführt haben, aber in der Zeit bis zum Eintritt des Zusammenbruchs wäre Wertvolles zertrümmert, großes wirtschaftliches und soziales Elend erzeugt worden. Man denke an die hunderttausend Beamten von Staat, Gemeinde, Kirche, Schule, denen Zuschüsse und Pensionen entzogen worden wären, an die hunderttausend Rentner und Privatpersonen, die mit ihrem Dasein an den geschichtlichen

Staat geknüpft sind und zunächst jenseits jeglicher Existenzmöglichkeit gesetzt worden wären. Ein beispielloses wirtschaftliches Elend wäre über Millionen hereingebrochen. Dank und Anerkennung verdienen diese Parteien, daß sie den geschichtlichen Gesellschaftsfaden weiterspannen und so die Möglichkeit schufen, für die Weiterentwicklung der Gesellschaft im historischen Sinne bestimmte Grundlagen festzuhalten. Das Schicksal Münchens hätte dem Reiche geblüht, wenn Zentrum und Demokraten dem Rad nicht in die Speichen gefallen wären. Ungeheure Werte wären unwiederbringlich zerstört worden. Nur ganz subalterner Agitationssinn kann die Tat jener bürgerlichen Parteien verkleinern oder gar zum Ausgangspunkt einer politischen Befehdung machen wollen.

Die deutsch-nationale Volkspartei muß in jeder Beziehung die höchste politische Warte einzunehmen suchen; es darf nicht ihr Stolz sein, als Oppositionspartei gelten zu wollen, nachdem die Rechte durch Jahrzehnte hindurch die lediglich negative Betätigung der parlamentarischen Arbeit des Freisinns mit der Marke Vaterlandslosigkeit beklebt hat.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Schrift, Spezialien der Neugesetzgebung zum Vorwurf zu nehmen. Aber soviel kann doch gesagt werden, daß die deutsch-nationale Volkspartei den besten Traditionen der alten konservativen Partei entgegenhandelt, wenn sie ihren Standpunkt in Steuerfragen kapitalistisch orientiert. Eine solche Orientierung liegt vor, wenn sich die deutsch-nationale Volkspartei gegen das Reichsnotopfer erklärt. Ich habe mich auch hier im Sinne meiner Schrift auf Einzelheiten nicht einzulassen. Soviel ist sicher, daß das Reichsnotopfer notwendig ist. Es bleibt kein anderes Mittel übrig als dieses, wenn gefordert wird, dem Staate *wirkliche* flüssige Mittel zuzuwenden. Man täte gut daran, die Steuergesetzgebungsvorschläge unter Calonne und Necker vor Ausbruch der Revolution von 1789 zu studieren, um dabei gleichzeitig festzustellen, daß es die Steuerscheu der herrschenden Klassen war — des Adels, der Privilegierten, der Grundbesitzer, der Kirche —, die den Ausbruch der Revolution wesentlich begünstigte. Nur das Reichsnotopfer schafft wirkliche Mittel; alle anderen Formen sind kapitalistische Operationen, die eine Sanierung des Steuerwesens vortäuschen.

Man befürchtet vom Reichsnotopfer eine Unterbindung der Kapitalsbildung Der Einwand muß beachtet werden. Die Kapitalsbildung ist notwendig zur Fortsetzung und Befruchtung des wirtschaftlichen Lebens. Gewiß ist, daß die Bildung des Kapitals aus den Überschüssen des Produktionsgewinnes vor sich geht. Der „reiche Mann" ist ein Instrument der Volkswirtschaft und ein Instrument der Kapitalsbildung Was *ein* reicher Mann kann, können aber auch hundert Wohlhabende oder tausend Sparer mit mäßigen Einkommen. Mit andern Worten: es ist gänzlich falsch, zu glauben, daß Kapitalsbildung ausschließlich an den „reichen Mann" gebunden ist; er ist nur das *bequemste* Instrument. Wenn aber eine Million Überschuß statt an einen, an tausend verteilt wird, so können diese tausend mit ihrem jeweiligen Spargut den Einen ersetzen „Goldene Eier" müssen gelegt werden, denn sie sind das Mittel kapitalistischer Befruchtung der privaten Volkswirtschaft Aber es ist dieser Volkswirtschaft gleich, ob die 20 „goldenen Eier" von einem Huhn oder von 20 Hühnern gelegt werden

Eine Partei, die eine Volkspartei sein will, muß sich vor allem von den gängigen kapitalistischen Vorstellungen befreien. Der *logische* Sinn des Sozialismus ist doch nicht der eines irgendwie gearteten Zukunftsstaates mit Kommunismus oder sonstiger „Verteilung", sondern das Bestreben, das Gesamteinkommen der Nation möglichst gleichmäßig den Volksgenossen zukommen zu lassen, nach Maßgabe persönlicher Leistung und Tüchtigkeit Darum muß die konservative Volkspartei der Zukunft eine Gegnerin aller Kumulierungen der Vermögen sein und dafür eintreten, daß das Vermögen der Nation in einem möglichst klar und übersichtlich geordneten Kanalsystem der Verteilung an diejenigen kommt, die durch Fleiß und Tüchtigkeit an seiner Erhaltung gearbeitet haben Dann erhalten wir *viele* Hühner, die goldene Eier legen, und wir können es dann verschmerzen, wenn das einzelne Huhn etwas weniger freigebig ist. Die Kapitalsbildung kommt unter allen Umständen zustande, wenn es nicht an Leuten fehlt, die sparen Man braucht aber nur auf unsere Sparkassen zu schauen, um zu erkennen, wo die Zentralstätten der Kapitalsbildung zu suchen sind

Das Reichsnotopfer muß gebracht werden von denen, die *dazu imstande* sind Wer dem entgegenarbeitet, kann nicht das Recht

für sich in Anspruch nehmen, ein Freund des Vaterlandes zu sein. Das Opfer muß natürlich in Formen erlegt werden, die dem Besitzenden das Opfer möglich machen, ohne daß es seine Existenz gefährdet. So ist das Reichsnotopfer auch eine anti-kapitalistische Maßnahme, die im großen Rahmen anti-kapitalistischer Maßregeln ihre wohlbegründete Stelle hat. Es wäre eine politisch und moralisch falsche Einstellung, wollte die deutsch-nationale Volkspartei von diesen anti-kapitalistischen Maßnahmen abrücken. Im Gegenteil: der Kampf gegen den Kapitalismus — wie er hier und in der „Konservativen Zukunftspolitik“ dargestellt ist — muß die Hauptaufgabe der konservativen Partei der Zukunft sein.

Die ganze europäische Kultur und Zivilisation steht vor dem Zusammenbruch, wenn nicht auf gesetzlichem Wege der großkapitalistisch-großindustriellen Entwicklung Einhalt geboten wird. Es hat zu allen Zeiten großkapitalistische Perioden gegeben; sie konnten immer überwunden werden, weil sie sich national abspielten und die Ressourcen im national-landwirtschaftlichen nicht ernsthaft angegriffen wurden. Das Aufkommen der expansiven Großindustrie aber hat das Problem unheilvoll kompliziert. Die raubbaumäßige Ausbeutung der Erdschätze an Erzen und Kohlen ist international geworden; in abgemessenen Jahrzehnten hat die Welt weder Kohlen noch Erze mehr. So muß sich die Volkswirtschaft auf neue Grundlagen stellen. Der Anfang muß gemacht werden, indem die Völker sich zur Autarkie bekennen und ihr Fundament in die landwirtschaftliche Produktion zurückverlegen, der die industrielle akzidentell anzugliedern ist.

Deutschland hat jetzt Gelegenheit, mit dieser neuen Idee und Weltanschauung voranzugehen. Eine konservative Aufgabe im eminenten Sinne des Wortes wäre es, wenn die deutsch-nationale Volkspartei auf solche Gedanken sich einstellen wollte; sie würde im katholischen Volksteil eine natürliche Resonanz erzeugen, denn dort sind, so gut wie im evangelischen, Bauern- und Arbeiterkräfte am Werk, die die Menschheit ihrem natürlichen Beruf zurückgeben wollen.

Man wundert sich in Deutschland so sehr darüber, daß im Lande der klassischen Revolution, in Frankreich, Sozialismus und „Bolschewismus“ eine so vollkommene Niederlage bei den Wahlen erlitten haben. Frankreich ist ein Bauernland, ein Land des besitzenden Mittelstandes, es ist nicht industrialisiert, es hat keine

Millionen eigentumsloser Industriearbeiter und infolgedessen keine proletarischen und sozialistischen Arbeiterheere. So ist die Erklärung jener Erscheinung sehr einfach: Kapitalismus und Industrialismus haben die französische Gesellschaft noch nicht zersetzt. Der Franzose ist in der Mehrheit Eigentümer an Grund und Boden und des Gewerbes.

Europa und die Welt muß **abbauen** im kapitalistischen und industrialistischen. Es muß erkennen, daß der militärische Imperialismus, der wie ein fressendes Geschwür zehrt, im kapitalistischen Imperialismus einen logisch-notwendigen Begleiter hat, dessen letztes Argument die **Gewalt** ist. Diese **Gewaltpolitik** auf allen Gebieten durch eine Politik des Rechts und der friedlichen Durchdringung zu ersetzen, ist staats-, volks- und kulturerhaltende, also **konservative Politik**. Zu ihr muß sich die deutsch-nationale Volkspartei bekennen. Dazu taugen freilich nicht die Leute mit „Ar und Halm" und die mit Schlot und Grube noch weniger. Dazu bedarf sie der Männer von christlicher Gesinnung und Bildung, die mit den Füßen auf dem deutschen Ackerboden stehen und den Blick hinaufwenden zum Licht, das von oben kommt.

Register

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha